

## Fortifikation im Barock: Die Schanzen des „Türkenlouis“ im Südschwarzwald

Werner Störk\*

Im 17. und dem frühen 18. Jahrhundert haben Kriege und deren wirtschaftlich-politischen Auswirkungen die Region von Hoch- und Oberrhein sowie des Südschwarzwaldes nachhaltig geprägt: Dazu zählt vor allem der Dreißigjährige Krieg (1618 - 1648), der sich, ausgelöst durch den Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618 und dem daraus resultierenden Ständeaufstand<sup>1)</sup> in Böhmen (1618), aufteilt in den Dänisch-Niedersächsischen Krieg (1623 - 1629), den Schwedischen Krieg (1630 - 1635) und den Schwedisch-Französischen Krieg (1635 - 1648).

Ganz Europa versank so für fast einhundert Jahre in Krieg und Zerstörung. Alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse wurden völlig umgestürzt. Die durch den Krieg betroffenen Territorien brauchten mehr als ein Jahrhundert, um sich von den vielfältigen Kriegsfolgen zu erholen.

Wie unfriedlich dieses Zeitalter wirklich war, zeigt sich auch darin, dass nach dem Westfälischen Friedensschluss 1648 in Münster der Französisch-Holländische Krieg (1672 - 1679) ausbricht, ihm folgen der Pfälzische (auch Orléanische oder Neunjährige) Krieg (1688 - 1697) sowie der Spanische Erbfolgekrieg (1701 - 1714). Weitere Kriege in Europa ergeben eine mehr oder minder zusammenhängende Kette schwerer kriegerischer Auseinandersetzungen bis weit in das 20. Jahrhundert.



Abb.1: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in der Schlacht von Sankt Michael 1691

\* Projekt- und AG Leiter der AG MINIFOSI von der Friedrich-Ebert-Schule Schopfheim

Die mit der Belagerung von Wien 1683 erkennbaren Angriffsvorbereitungen des Osmanischen Reiches - das mit Frankreich verbündet war - gegen Österreich beendeten die Bemühungen einer zuverlässigen Sicherung der Westgrenze. Obwohl vor allem an der Ostgrenze des Reiches angesiedelt und in unserem Raum für die Zivilbevölkerung erst 1685 durch die „*Türkensteuer*“<sup>(2)</sup> (zur Anwerbung von Soldaten und zur Auslösung christlicher Gefangener) spürbar, darf man im Zusammenhang der europäischen Kriege die schweren Auseinandersetzungen im Rahmen der Türkenkriege 1625 - 1799 zwischen dem islamisch-osmanischen und christlich-habsburgischen Reich nicht vergessen, die bereits 1683 in der zweiten Belagerung von Wien und dessen legendären „*Entsatz*“ gipfelten.

Es waren seine militärischen Erfolge im nachfolgenden Großen Türkenkrieg (1683 - 1699) gegen die Osmanen, die dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden<sup>(3)</sup> (1655 - 1707) seinen Ehrennamen „*Türkenlouis*“ (Abb.1) gaben. Auch die Türkenkriege finden auf dem Balkan und rund ums Schwarze Meer ihre unrühmliche kriegerische Fortsetzung in weiteren schweren Auseinandersetzungen, die bis ins 21. Jahrhundert andauern.

Die „*apokalyptischen Reiter der Offenbarung*“ beherrschten das Land: Die Kriege forderten einen hohen Blutzoll und Missernten führten im 17. Jahrhundert zusätzlich zu einer weiteren Verknappung der durch Verwüstung, Teuerung und Kontributionen bereits sehr begrenzten Nahrungsmittel. Als Folge davon wurden die Menschen anfällig für Erkrankungen und Seuchen. So forderte die Pest ihren tödlichen Tribut - auch im Wiesental. In Süddeutschland überlebte nur ein Drittel der Bevölkerung.

Erstaunlicherweise entwickelte sich gerade in diesem Jahrhundert mit dem Barock eine Epoche, die gekennzeichnet war von kulturellen Höchstleistungen in der Malerei, Grafik, Architektur, Mode und Musik. Wobei die drei Phasen des Barock<sup>(4)</sup>, angefangen vom Frühbarock (1616 - 1648) über den Hochbarock (1650 - 1675) bis hin zum Spätbarock (1675 - 1715) wiederum zeitlich parallel zu den kriegerischen Zeiten laufen.

Weltberühmte Künstler wie Cervantes, Monteverdi, Rubens, van Dyck, Rembrandt, Cleasz, Hals, Molière, Bach und Händel schufen in dieser Zeit ihre einzigartigen Kunstwerke, Grimmelshausen seinen *Simplicissimus*. Und Bauwerke wie das Schloss von Versailles, der Dresdner Zwinger, Sanssouci, der Petersdom von Rom, der Louvre, der Invalidendom in Paris, das Schloss Belvedere in Wien, das Winterpalais in St. Petersburg sowie die Residenzschlösser in Ludwigsburg und Rastatt entstanden in jener Epoche.

Schon im 16. Jahrhundert fand eine Aufteilung der Architektur in eine Zivil- und eine Militärarchitektur statt. Der Zivilarchitekt erwarb seine Kenntnisse und Fertigkeiten im Handwerk, der Militäringenieur dagegen in seiner militärischen Ausbildung<sup>(5)</sup>. Wobei gerade die Fortifikation (Festungskunst) auch geniale und universelle Künstler<sup>(6)</sup> wie Albrecht Dürer (1471 - 1528), Maler und Mathematiker, oder Leonardo da Vinci (1452 - 1519), Maler, Bildhauer, Anatom und Ingenieur, ja selbst Machiavelli (1469 - 1527), italienischer Politiker, Philosoph und Dichter, besonders faszinierte und sie in Theorie und Praxis zu vielfältigen Skizzen und Modellen, ja selbst zu realen Festungsbauwerken anregten, die auch heutige Betrachter noch in Staunen versetzen.

Der Barock war das Zeitalter, in dem in vielen Bereichen der Gesellschaft erstmals die Naturwissenschaften in den Vordergrund rückten, hier vor allem die angewandte Mathematik und Geometrie. So wurde auch in der Architektur versucht, alles mit idealen geometrisch-ästhetisch-proportionierten Formen zu gestalten, ganz gleich, ob in der „*architectura civilis*“ oder der „*architectura militaris*“.

Geometrie als „*barocke Verhaltensnorm*“ und die Fortifikation<sup>7)</sup> als eine der Geometrie verwandte Form der Mathematik: Diese „*mathematica militaris*“ fand über die beliebten Ideal-Linien ihren Eingang in allen militärischen Bereichen - bis hin zur „*Linieartaktik*“, bei der selbst auf dem Schlachtfeld streng geometrisch, wie mit dem Lineal gezogen, die Truppen aufgestellt wurden. Dies galt uneingeschränkt auch für die Anlage von Festungs- und Schanzanlagen: Auch hier wurden „*Linien*“ favorisiert. Und selbst die massiven und dennoch wohlproportionierten Befestigungsanlagen von Mannheim und Breisach sollten Freund wie Feind gleichermaßen beeindrucken und gleichzeitig den absolutistischen Machtanspruch – selbst als territorial kleine Markgrafschaft – im wahrsten Sinne des Wortes untermauern.

Um 1700 gehörten Kenntnisse im Festungsbau und der Fortifikation nicht nur zum grundlegenden „*Rüstzeug*“ jedes Offiziers, sondern auch zum festen Bildungsgut junger Adliger. So standen auch bei dem erst 15-jährigen badischen Prinzen Ludwig Wilhelm auf seinen „*Kavaliersreisen*“ – heute würde man dies als Studienreise mit Auslandsaufenthalt bezeichnen – die Fortifikationslehre und angewandte Studien auf seinem Lern- und Besuchsprogramm.

Man sprach im Barock auch nicht von Kriegsführung, sondern von der „*Kriegskunst*“. Wobei die Fortifikation als „*Festungskunst*“, also der Fähigkeit, ideale (weil uneinnehmbare) Festungsbauwerke zu schaffen, eine zunehmende Rolle spielte. Sébastien Le Prestre, Seigneur de Vauban (1633 - 1707) war der Meister der französischen „*Festungskunst*“ und bestimmte durch seine geniale „*Manier*“ die gesamte europäische Fortifikation. Neu-Breisach gilt als sein Meisterwerk.

Berühmte Persönlichkeiten prägten politisch und gesellschaftlich europaweit die Geschichte dieser unruhigen Zeit: Christian IV., König von Dänemark und Norwegen (1577 - 1648), Gustav II. Adolf, König von Schweden (1594 - 1632), Ludwig XIV., der „*Sonnenkönig*“ von Frankreich (1638 - 1715) – absolutistisches Herrschervorbild für ganz Europa – und die habsburgisch-österreichischen Kaiser Leopold I. (1640 - 1705), Joseph I. (1678 - 1711) und Karl VI. (1685 - 1740).

Im militärischen Bereich sind für den Dreißigjährigen Krieg zu nennen: Auf der Seite des Kaisers die Katholische Liga mit Wallenstein (1583 - 1634) und Graf von Tilly (1559 - 1632), auf der gegnerischen Seite die Protestantische Union mit Bernhard Herzog von Sachsen-Weimar (1604 -1639) und Graf Montecuccoli (1609 - 1680).

In der Folgezeit traten als bedeutende militärische Befehlshaber – mit unmittelbarem Einfluss auf den süddeutschen Raum und den Schwarzwald – auf der Seite der kaiserlichen Allianz in Erscheinung: Raimondo Graf Montecuccoli (1609 - 1680), Hermann Prinz von Baden (1628 - 1691), Karl V. Leopold, Herzog von Lothringen (1643 -1690), Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655 - 1707), Prinz Eugen Franz von Savoyen-Carignan (1663 - 1736) und Herzog von Marlborough (1650 - 1722).

Auf der französischen Seite bildeten die Marschälle de Choiseul (1598 - 1675), de Turenne (1611 - 1675), de Créquy (1624 - 1687), de Villars (1653 -1734) sowie die Generäle de Mélac (1630 - 1704) und Tallard (1652 - 1728) das militärische Pendant.

Eine besondere Rolle in den Kriegen zwischen der kaiserlichen Allianz und Frankreich spielte Kurfürst Maximilian II. Emanuel von Bayern (1662 - 1726), da er 1701 unerwartet das kaiserliche Bündnis mit Wien verließ und zur französischen Seite wechselte. Damit erhielten die zunächst nur nach Westen zur Abwehr französischer Angriffe aufgebauten Verteidigungslinien<sup>8)</sup> völlig überraschend eine zweite Front zwischen der Donau und dem Schwarzwald, der als natürliche Nord-Süd-Barriere zwischen der militärischen Angriffsbewegung von Frankreich im Westen und den mit ihnen verbündeten Bayern im Osten, lag.

Mit einem Durchbruch des französischen Heeres und seiner angestrebten Vereinigung mit den bayerischen Truppen wäre ein solcher Zweifrontenkrieg im Westen eine selbst für Wien nicht zu unterschätzende Bedrohung geworden. Dies bedeutet aber auch eine Schwächung der Reichs- und Kreistruppen am Oberrhein: Denn schon 1703 kam es dadurch zum Abzug von Reichstruppen, die dann am Oberrhein fehlten. Weitere Abzüge erfolgten 1706, um gegen die Aufständischen in Ungarn eingesetzt zu werden.

Offensive und Defensive, die zwei Pole militärischer Taktik und Strategie, bestimmten auch den Kriegsverlauf am Oberrhein.

Wurde das Gebiet zunächst von französischen Truppen nur betreten, um hier ihre Kontributionen abzupressen, folgten ab 1689 am Rhein entlang gezielte und massive Zerstörungszüge mit der Absicht, rechtsrheinisch langfristig einen Wüstungsgürtel anzulegen. Dabei wurde erstmals versucht, auch eine großflächige Totalzerstörung<sup>9)</sup> zu erreichen.

Es war die Zeit, in der der Rhein für Frankreich zur „*natürlichen Grenze Frankreichs*“ erklärt und unter dem verheerenden Eindruck der Verwüstungen bei der rechtsrheinischen Bevölkerung der Begriff vom „*Erbfeind*“ Frankreich geprägt wurde.

### **Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „*Türkenlouis*“**

Das großflächig geplante Zerstörungswerk im Auftrag Ludwigs XIV. war so nur möglich, da in dieser Region das militärische Übergewicht Frankreichs mit 50 000 Mann gegenüber 10 000 - 15 000 Soldaten kaiserlichen Reichs- und Kreistruppen übermächtig war. Zumal der kaiserliche Hof in Wien – weder politisch und noch weniger finanziell – ein wirklich ernsthaftes Bemühungen erkennen ließ, die Zahl der zudem noch schlecht ausgerüsteten Reichstruppen deutlich zu verstärken. So schrieb Markgraf Ludwig Wilhelm an den Kaiser:

*„Die Regimenter Eurer Majestät sind mit Kleidung und den übrigen Dingen so schlecht versehen, abgerissen und kraftlos, dass sie jedermanns Mitleid erwecken. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Elenderes gesehen zu haben und mich überkommt Scham bei ihrem Anblicke...!“<sup>10)</sup>*

Was wiederum auch die Reichskreise<sup>11)</sup> nicht gerade ermunterte, sich stärker einzubringen. Unter diesen Umständen eine alles entscheidende Offensive in Angriff zu nehmen, war selbst für den kaiserlichen Generalleutnant und 1693 neu ernannten Oberbefehlshaber der Reichstruppen am Oberrhein, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, eine Illusion.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „*Türkenlouis*“, der „*wackre Streiter*“ oder auch „*Schild des Reichs*“ genannt, kam als siegreicher kaiserlicher Feldherr in den Türkenkriegen an den Oberrhein. Seinen Beinamen „*Türkenlouis*“ erwarb er sich als Reichsfeldmarschall durch seine Erfolge im Kampf gegen die Osmanen im Großen Türkenkrieg 1683 - 1699. Die Osmanen dagegen nannten ihn den „*Roten König*“, und brachten damit ihre Bewunderung für seinen Mut zum Ausdruck, da er stets mit einer auffälligen roten Uniformjacke – und damit einem weithin sichtbaren Angriffsziel – an der Spitze seiner Truppen ins Feld ritt. Die bekannte „*Karlsruher Türkenbeute*“<sup>12)</sup> im Badischen Landesmuseum Karlsruhe zeigt einige historische Beutestücke jener Kriegszüge gegen die Osmanen.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden zählt zu den interessantesten deutschen Persönlichkeiten des Barockzeitalters. Obgleich er mit der Markgrafschaft Baden-Baden als Landesfürst nur einen Kleinstaat regierte, bestimmte er als erfolgreicher Feldherr über Jahrzehnte auch den militärischen und politischen Geschichtsverlauf Europas wesentlich mit.

Sein Name wurde nach seinem Großvater Markgraf Wilhelm (1593 -1677) und seinem Taufpaten Ludwig XIV., dem König von Frankreich, gewählt. Er ist der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian von Baden (1625 - 1669) und Ludovica von Savoyen-Carignan (1627 - 1689), deren Bruder Eugen Moritz von Savoyen-Carignan der Vater von Prinz Eugen und dieser wiederum somit ein Vetter des „*Türkenlouis*“ war. Markgraf Ludwig Wilhelm gehörte der katholischen Linie des Hauses Baden an.

Zur Markgrafschaft Baden-Baden zählte das Gebiet um Rastatt und Baden-Baden. Und zur Markgrafschaft Baden-Durlach das Gebiet um Pforzheim und Durlach, dazu das Markgräflerland zwischen Lörrach und Emmendingen. Diese Teilung der Markgrafschaft bestand bis 1771. So waren Schopfheim und Gersbach in evangelisch-badisch-durlachischem, Zell dagegen im katholisch-habsburgisch-vorderösterreichischen Besitz. Der Regent über den baden-durlachischen Landesteil war zu jener Zeit Markgraf Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach (1647 - 1709).

Als Sohn von Friedrich VI., Markgraf von Baden-Durlach, und Christine Magdalene von Kleeburg gehörte Markgraf Friedrich VII. der evangelischen Linie des Hauses Baden an. Die konfessionelle Trennung der Markgrafschaft erfolgte bereits im Jahr 1556. Mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 gingen die Glaubenskriege der Reformationszeit zu Ende und es galt der Reichsfrieden sowohl für Katholiken als auch für Protestanten. Gemäß dem Leitsatz „*cuius regio eius religio*“, „*wessen Land, dessen Glauben*“.

1677 folgte Friedrich VII. seinem Vater als Markgraf von Baden-Durlach. Als Friedrich Magnus von Baden regierte er von 1677 bis 1709. Unter ihm begannen die Verwüstungszüge der Franzosen im Pfälzischen Erbfolgekrieg, die ihn 1688 aus dem Land vertrieben. Er floh ins Exil nach Basel und kehrte erst 1697 wieder zurück. Der Spanische Erbfolgekrieg zwang den Markgrafen ein zweites Mal, nach Basel zu flüchten.



Friedrich VII. wehrte sich anfänglich gegen den Bau von Schanzen auf seinem Territorium, da diese sein Land nicht schützen würden, und wollte daher auch keine Untertanen zum Schanzen bereitstellen. Er sah dann jedoch die generelle militärische Notwendigkeit der Schanzlinien speziell für den Schwäbischen und auch den Fränkischen Reichskreis ein, jedoch sollte sich die Zahl der zu stellenden Schanzer in erträglichen Zahlen halten.<sup>13)</sup>

Neben der „*Oberen*“ und „*Unteren Markgrafschaft*“ wurde unser Raum von den habsburgisch-vorderösterreichischen Territorien mit den vier Waldstädten Rheinfelden, Säcking, Laufenburg und Waldshut geprägt. Dieses Gebiet erhielt die Bezeichnung „*Vorderösterreich*“ oder „*Vorlande*“, wobei es im Süden über den Hochrhein bis in die heutige Nordschweiz hinein reichte. Als Verwaltungszentren fungierten Freiburg als Hauptstadt des Oberamtes Breisgau sowie zeitweise auch Konstanz und Innsbruck.

### **Wallgraben- und Schanzenbau im Südschwarzwald**

Im Südschwarzwald lassen sich drei Schanzen-Phasen nachweisen: Eine frühe zwischen 1444 - 1525, ihr folgt eine zweite, sehr intensive, zwischen 1618 - 1714 und schließlich eine dritte in den Jahren 1792 -1812. Unsere Forschungen beschränken sich auf den Zeitraum 1444 - 1714 und das Gebiet zwischen der Wehra im Osten und der Kleinen Wiese im Westen.



Abb.2: Starke Wallgraben-Sperre am nördlichen „*Scheinberg*“ bei Langenau

Zu den ältesten nachweisbaren Wallanlagen unserer Gegend gehört die Wallmauer auf dem Grenzacher „*Hornfelsen*“. Mit 75 Metern Länge und zwei Metern Breite verbirgt der rund vier Meter hohe, vermutlich im Mittelalter darüber aufgeschüttete Wallkörper einen älteren Mauer Kern, den die Experten in die jüngste Urnenfelderzeit datieren.

Erste gesicherte Hinweise auf eindeutig militärisch-defensiv eingesetzte Verschanzungen finden sich in unserem Untersuchungsgebiet als sog. „*Letzen*“. Die frühesten urkundlichen Belege weisen auf solche Verteidigungsanlagen hin, die im Zuge des St.-Jakober-Krieges (1445 - 1456) bei Schwörstadt und bei Wehr zum Schutz gegen die Eidgenossen errichtet wurden.

Möglicherweise führte bereits zu diesem Zeitpunkt, mit großer Wahrscheinlichkeit jedoch um 1525 zur Zeit der Bauernkriege auch im „*Hauensteiner Land*“ eine erste Verteidigungslinie von Säckingen auf den Hotzenwald, westlich vorbei an Bergalingen und Hütten. Die heute teilweise noch gut erhaltene, rund vier Kilometer lange Trockenmauer<sup>14)</sup> wurde vermutlich durch die „*Hauensteiner Einung*“ als Selbstschutzmaßnahme des „*Hauensteiner Landfahnen*“ angelegt, einer aus Bauern des Hotzenwaldes bestehenden Landwehr. Das bis zu zwei Meter breite Mauerwerk war aber auch Teilstück eines großen „*Landhages*“. In unregelmäßigen Abständen wurden keilförmige Vorsprünge eingelassen, die mit ihren nach Westen ausgerichteten Dreiecksformen die Verteidigungs- und Deckungsmöglichkeiten der Seitenmauer für die Verteidiger erhöhten und dadurch einen Frontalangriff auf die Mauer nachhaltig erschwerten.

Zu den Schanzen, die im Dreißigjährigen Krieg zwischen Wehra und Wiese errichtet wurden, zählen neben dem „*Gatter*“ mit seiner noch existierenden Zick-Zack-Mauer (zwischen Fetzenbach und Schwarzenbach) die beeindruckende „*Wacht*“-Schanze westlich von Todtmoos-Au sowie die „*Redoute*“ (Viereckschanze) auf dem „*Mettlenkopf*“, aber auch die Anlagen auf dem „*Schanzbühl*“ am „*Gleichen*“ und dem ungewöhnlichen „*Kämpfenlagerkopf*“, zu dem auch die sog. „*Stubentür*“ östlich von Hasel gehört, einer in dieser Form sicherlich einmaligen Verteidigungsanlage.<sup>15)</sup>

Nach 1648 kam es vor allem zwischen 1668 und 1692 wieder verstärkt zum Bau von Schanzanlagen. Dabei band man auch die zu diesem Zeitpunkt bereits schon bestehenden älteren Verteidigungs- und Wehranlagen in die neu befestigten Linien mit ein. 1668 werden so die Grundlagen für die ab 1692 unter Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in Angriff genommenen großen „*Schwarzwaldlinien*“ gelegt. So entstanden 1676 davon erste größere Teilstücke. Es waren zunächst nur Palisadenzäune, die an strategisch empfindlichen Punkten zusätzlich mit Wachhäusern, „*Verhau*“ und „*Verhack*“ sowie Wallgräben gesichert wurden. Der großräumige Ausbau mit Schanzanlagen erfolgte erst ab 1692.

Die erneute Bedrohung war überall spürbar und konkrete Ereignisse wiesen auf das Heranziehen neuer militärischer Auseinandersetzungen. So zogen am 15. Oktober 1676 kaiserliche Truppen ins Wiesental: „*Marodierende Schaaren derselben streiften bis tief in das Wiesental. Ihrem Einzug in Schopfheim ging der Schrecken voran. Entsetzt begeben sich die Bewohner auf die Flucht. Es hatte dies die völlige Plünderung der verlassenen Stadt zur Folge.*“<sup>16)</sup> Von einer „*höchsterbarmungswürdigen Verwüstung*“<sup>17)</sup> sprechen die Quellen. Als weiteres Beispiel dafür dienten die Geschehnisse im nahen Holzen, wo die Soldaten „*aus reinem Muthwillen*“<sup>18)</sup> vierhundert Obstbäume gefällt hatten.

Um Schopfheim bei der Einforderung von Kontributionen mehr unter militärischen Druck setzen zu können und gleichzeitig einen möglichen Widerstand der Bürger leichter brechen zu können, ordneten die Franzosen 1688 die sofortige Schleifung der Stadtmauer und der Stadttore an.

*„Auch Schopfheim hatte zu dieser Zeit schwer zu leiden. Glücklicherweise hatte man schon 1688 Glocken, Orgel und die Uhr nach Basel geflüchtet, denn noch in demselben Jahr rückten die Franzosen in´s Wiesenthal und ordneten dort die Schleifung der hiesigen Festungswerke an. Nur mangelhaft kam man diesem Befehl nach. Denn bevor noch der Wall auf Brusthöhe angetragen war, rückten die Kaiserlichen aus dem Vorderösterreichischen nach. Sie hatten auf den Höhen nördlich von Schönau und Todtnau, Muggenbrunn, Zell, selbst Mambach verschanzte Lager errichtet und fielen von dort aus den plündernden Franzosen in den Rücken.“<sup>19)</sup>*

So wurden von den Kaiserlichen in Schönau eine „Redoute“ an der Westseite des Tales und zwischen Wembach und Schönenbuchen Schanzen und Wehrmauern errichtet. Auch auf der östlichen Seite der Wiese wurde ein Lager aufgeschlagen, das 1695 in Flammen aufging und wieder neu errichtet werden musste. Belegt war es mit 750 Mann und 150 Pferden für die kursächsischen Husaren (bis 1697). Bis zu 200 Männer aus der Talschaft mussten zur Wache abgestellt werden.<sup>20)</sup>

Zwischen 1691 - 1694 wurden die Bewohner aus dem Hinteren Wiesental verstärkt zu Schanz- und Befestigungsarbeiten nach Rheinfeldern verpflichtet. So wurden zeitweise bis zu 1000 Schanzer zusammengezogen.

In einer massiven Vergeltungsaktion steckten 1695 die Franzosen – nachdem sie die Kaiserlichen erfolgreich überrumpelt hatten – in Todtnau dreißig Häuser und in Muggenbrunn zehn Häuser in Brand.<sup>21)</sup> Sie unterstrichen damit ihre Kontributionspolitik „mit Feuer und Schwert“.

Das Anlegen ausgedehnter Wall- und Sperrgraben-Systeme auf der geographischen NS-Linie Hauingen - Hausen und von dort ostwärts über die Wiese nach Raitbach, Schlechtbach und Gersbach war einerseits die Reaktion auf die massiven französischen Kontributionszüge, andererseits jedoch primär die militärische Antwort auf die Errichtung der großen Festungsanlage im elsässischen Hüningen, welche der französische König Ludwig XIV. im Mai 1679 bei seinem genialen Fortifikationsbaumeister Vauban in Auftrag gab.

Um reine Militärstützpunkte an strategisch wichtigen Stellen als „ideale“ Festung – wie auch Neu-Breisach – zu schaffen, waren große, ebene und unverbaute Flächen notwendig und so ordnete Vauban nicht nur das Abtragen einer bereits vorhandenen älteren Schanzanlage an, sondern auch gleich die Umsiedlung aller Bewohner von Hüningen. Diese konnten entweder ins „Neudorf“ oder in das neu gegründete St. Louis ziehen. Nach nur zwei Jahren Bauzeit war die neue Festung einsatzbereit.

Wobei dann solche Festungen – wie auch Breisach und Landau – nicht nur über sehr hohen strategischen Wert und damit eine militärische Schlüsselposition verfügten, sie eigneten sich auch vorzüglich als „Pfand“ bei den Friedensverhandlungen und waren so auch immer Grund für ein intensives politisches Feilschen und „Pfänderspiel“.

Die Festung beherbergte hinter ihren acht Meter hohen Mauern über 2500 Mann Infanterie und 500 Reiter. Voll belegt, konnte sie bis zu 3500 Soldaten aufnehmen. Von hier aus erfolgten nun regelmäßig die gefürchteten Kontributionszüge, um in der benachbarten Markgrafschaft Baumaterial, Fuhrwerke und Nahrungsmittel, aber auch um Arbeitskräfte zum Schanzen abzapfen zu lassen.



Somit wurde Hünningen zu einer massiven Bedrohung für das gesamte Wiesental, aber auch für die benachbarten Eidgenossen. Selbst die wehrhaften Basler spürten in der auch für sie bedrohlichen großen Festung – direkt vor den Toren der Stadt – immer „*die Faust in ihrem Nacken*“.<sup>22)</sup>

Bereits 1678 wurden in mehreren Orten des Wiesentals Männer zu Schanzarbeiten in Hünningen gepresst, die sich jedoch widersetzen – mit weit reichenden Folgen für ihre Dörfer. Als Sanktion dafür wurde schon am 24. Januar Tegernau fast völlig zerstört. Am 29. Juni 1678 ging das Röttler Schloss in Flammen auf. Friedlingen und Brombach folgten.

Diese massive Reaktion sollte gezielt die Angstkulisse für die gesamte Bevölkerung im Wiesental und im südlichen Markgräflerland verstärken, um damit primär die ganze Region als wichtigste Versorgungsbasis zu sichern: So schonte man die eigene Kriegskasse und gelangte relativ problemlos an Baustoffe, Nahrungsmittel und Schanzarbeiter – alles elementare Voraussetzungen einer aggressiven Offensiv-Taktik mit einem sich stets erneuernden Bedrohungspotential.

Ihre wahren militärischen Absichten enthüllten sie erst 1689, in dem sie unter Marschall César Auguste de Choiseul (1636 -1705) mit 40 000 Mann bei Hünningen über den Rhein setzten, um das nördliche Gebiet der Markgrafschaft zu verwüsten.<sup>23)</sup>

Aber auch im Wiesental standen die Zeichen unerwartet auf Sturm: 1690 verließen die kaiserlichen Truppen ihre gut verschanzten Stellungen zwischen Zell und Schönau und rückten nicht nur bis nach Schopfheim vor, sondern errichteten – völlig überraschend – hier sogar ein großes Feldlager. Die Antwort der Franzosen ließ nicht lange auf sich warten: Sie bezogen ihr Lager bei Maulburg.

Abgesehen von der Gefahr einer unmittelbar bevorstehenden Schlacht, bedeutete bereits die Einrichtung eines solchen Feldlagers durch die Kaiserlichen für die hiesige Zivilbevölkerung eine besondere Belastung.

*„Ist nicht allein keine Hand voll Heu und Oehmd gemacht, Tentsch und Schutzbretter, Brücken, Weg und Steg, alles miteinander verdreckt und verwüstet, die Häuser, Scheuern und Ställe auf der Au und der Vorstadt ruiniert, die Dielen und Bühnen aufgebrochen und so großer Schaden angerichtet, dass solcher gar nicht zu schätzen.“<sup>24)</sup>*

Der Stadt Schopfheim entstanden so durch „*Raub, Fourage, Verpflegung, Frohnden und muthwilligen Verderben*“<sup>25)</sup> sehr hohe finanzielle Schäden. Dabei fällt auf, dass von dieser Gesamtsumme annähernd die Hälfte allein durch Schäden in Gersbach verursacht wurde – was wohl auch ein Grund dafür war, 1702 diesen Raum mit zusätzlichen Schanzanlagen zu schützen und zu sichern. Um die erneuten und hohen Kriegslasten zu decken, wurde eine Kopfsteuer eingeführt.

Zwar rückten im Oktober 1690 die Franzosen wieder ab und die Kaiserlichen zogen sich wieder in ihre verschanzten Stellungen bei Zell zurück, dennoch kam es wiederholt zu Raub- und Plünderungszügen der Franzosen.

Noch bis ins Jahr 1699 litten die Wiesentäler unter den ständigen Kontributionen der Franzosen, die ihren Forderungen auch dadurch Nachdruck verliehen, dass sie – bei Weigerung oder Nichterfüllung – einfach Bürger und Amtspersonen verhafteten und diese in Hünningen als Geiseln so lange gefangen hielten, bis die Kontributionen vollständig erfüllt wurden. Dies sollte sich bis 1713 gleich mehrfach wiederholen.<sup>26)</sup>

Die Franzosen wie aber auch die Kaiserlichen boten gerade in dieser extrem unsicheren Zeit den Städten gerne – natürlich gegen eine hohe Bezahlung – sog. „Schutzwachen“ („*Sauvegarde*“, „*Salvagardien*“, „*Salvanguardien*“ in der Bevölkerung wegen ihrer berüchtigten Trinkgelagen auch abschätzig „*Saufgarden*“ betitelt) an, welche vor allem Schutz vor „*ungeregelten*“ Plünderungen bieten sollten.<sup>27)</sup> Nicht nur Schopfheim, auch anderen Städten blieb nichts anderes übrig, als dieses Angebot einer scheinbar „*freiwilligen*“ Kontribution anzunehmen.

Insbesondere ab dem Jahr 1701, in dem Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern die Seiten wechselte und Bündnispartner der Franzosen wurde, stieg die Angst vor einem erneuten großen Angriff von Hünningen aus. Die Erinnerung an 1689 war noch allgegenwärtig.

Bereits im Herbst des Jahres 1702 zeigte sich, dass diese Angst nicht unbegründet war. Die geheimen Pläne, die man bei abgefangenen Kurieren fand, ließen keinen Zweifel mehr daran, dass Maximilian II. Emanuel mit seinen bayerischen Truppen über die Donau in Richtung Hochrheintal vorstoßen wollte und beide Heere sich am 2. Oktober bei Friedlingen vereinigen sollten.<sup>28)</sup>

„*Der blaue König*“, wie man den bayerischen Kurfürsten auch nannte, wollte aber wohl als „*Türkenbezwinger*“ offensichtlich ein direktes Aufeinandertreffen mit seinem einstigen markgräflichen Waffengefährten aus dem Großen Türkenkrieg, dem „*Türkenlouis*“, vermeiden. So schlug er vor, zunächst beim „*Roten Haus*“ (Rothaus) bei Murg auf Villars zu warten – also noch vor den dort beginnenden „*Schwarzwaldlinien*“ und ebenfalls auch noch vor den stark befestigten Waldstädten Säckingen und Rheinfeldern: Alle drei militärisch nicht einfach zu bewältigenden Etappen hätte Villars somit erst noch überwinden müssen. Offenbar hat Maximilian II. Emanuel aber auch diesen Plan verworfen und Villars musste – ohne die Unterstützung seines bayerischen Verbündeten – allein den Angriff auf das rechtsrheinische Gebiet wagen<sup>29)</sup>.

*„Markgraf Ludwig hatte in Friedlingen und Weil ein befestigtes Lager bezogen, um zu verhindern, dass General Villars bei Hünningen den Rhein überschreite und sich mit den Baiern vereinige. Der gesammelte Landsturm wurde aufgeboten und bei Leibesstrafe durfte kein Einwohner das Land verlassen. Contributionen mussten geliefert und Schanzen gebaut werden. Auf den Bergen werden Signalfireu eingerichtet, Sturmkläuten im Fall des Einfalls angeordnet und reitende Patrouillen den Rhein hinab gesandt. Allein schon am 14. Oktober 1702 erzwang Villars den Übergang.“<sup>30)</sup>*

20 000 französische Soldaten überschritten von Hünningen kommend den Rhein. Unter dem Befehl des Markgrafen leisteten 20 000 Mann der Reichs- und Kreis-kontingente erbitterten Widerstand. Es kam zu einer kurzen, aber heftigen Schlacht am „*Tüllinger Käferholz*“, die binnen Tagesfrist über 2000 Menschen das Leben kostete. Obwohl es bei dieser Schlacht keinen eindeutigen Sieger gab, konnte so aber mit dem Zurückdrängen Villars dessen Absicht, mit seinen Truppen – und um

die Waldstädte zu umgehen – mit hoher Wahrscheinlichkeit durch das Wiesental zu marschieren, um den Zusammenschluss mit den verbündeten Bayern doch noch zu erreichen, unterbunden werden – zumindest kurzfristig.

Dennoch bedeutete dieses Gefecht keinesfalls den Rückzug französischer Truppen aus dem Wiesental – dafür war es für sie strategisch und logistisch einfach zu wichtig. So standen bereits zwei Tage nach der „*Schlacht am Käferholz*“ – man schrieb den 16. Oktober 1702 – französische Vorposten bei Steinen. Der Schopfheimer „*Landsturm*“ mit seinen bescheidenen 103 Mannen zog es daher schleunigst vor, seine vorgeschobene Beobachterstellung aufzugeben. Da ein Zusammenstoß von kaiserlichen und französischen Truppen absehbar war, flüchtete die Bevölkerung aus der Stadt, welche die Franzosen kampflos einnahmen, plünderten und teilweise in Brand steckten.<sup>31)</sup>

Die Franzosen erhöhten nun spürbar den Druck auf die Bevölkerung durch immer höhere Kontributionen. 1704 mussten so 173 Stämme Bauholz nach Hünningen geliefert werden, dazu die notwendigen Fuhrwerke und Fuhrleute. Bis zum Friedensschluss 1714 bestimmten solche Ereignisse den Alltag im Wiesental, wobei auch kaiserliche Reichs- und Kreistruppen noch bis 1716 in Schopfheim, Raitbach und in Wiechs einquartiert waren.<sup>32)</sup>

Die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden sollte sich jedoch nicht erfüllen: Bereits 1733 eröffneten die Kriegsparteien den Polnischen Erbfolgekrieg (1733 - 35), dann folgte der Österreichische Erbfolgekrieg (1740 - 1748). Und nur kurz darauf kam es zum Siebenjährigen Krieg (1756 - 1763). Der Friede währte jedoch nur kurz: Im Rahmen der sog. Revolutionskriege (1792 - 1802) wird noch einmal der Krieg als I. Koalitionskrieg (1792 - 97) auch ins Wiesental getragen.

Die zeitlich enge Abfolge der Kriegsphasen ließ nicht nur den Menschen keinen Raum, um sich mental und wirtschaftlich von den furchtbaren Belastungen jener Zeit zu erholen. Auch der Wald litt unter der beständigen Ausbeutung für den Festungs- und Schanzenbau. So forderten 1735 die Franzosen von Zell 2256 Palisaden und 23 Eichbäume nach Hünningen. Zell weigerte sich, diese maßlose Kontribution zu erfüllen und zum wiederholten Mal wurden Zeller Bürger als Geiseln genommen und in Hünningen so lange gefangengesetzt, bis die Holzlieferungen vollständig eingetroffen waren.<sup>33)</sup> Nicht nur aus Zell, sondern auch aus Todtnau und Schönau wurden 1000 Stämme Bauholz und eine beachtliche Menge an Brennholz für den Festungs- und Schanzenbau angefordert: Diesmal jedoch nicht für das französisch-elsässische Hünningen, sondern ins kaiserlich-vorderösterreichische Breisach.<sup>34)</sup>

Bis zum Ende des Polnischen Erbfolgekrieges (1733) blieben die bestehenden Wehranlagen einsatzbereit, danach verfallen vor allem „*Verhack*“ und „*Verhau*“. 1796 wurden einzelne Schanzen kurzfristig und zum letzten Mal besetzt.<sup>35)</sup>

## **Wald und Wege im Südschwarzwald**

Aus militärischer Sicht eines Angreifers boten sich im 17. Jahrhundert nur vier Wege für eine Invasion an, um den Schwarzwald erfolgreich zu überwinden bzw. zu umgehen: Eine erste Möglichkeit ergab sich im Süden über die vier Waldstädte, eine zweite bei Freiburg durch das Höllental bis nach Donaueschingen, eine dritte dann

über Waldkirch nach Donaueschingen und als vierte Möglichkeit die über das Kinzigtal und Villingen nach Donaueschingen. Wollte man den Schwarzwald großräumig umgehen, galt die Ebene des Kraichgaus militärisch-strategisch als ideales Einfallstor.

Da der Baumbestand des Schwarzwaldes bis zum Ende des 17. Jahrhunderts so abgenommen hatte, verlor er seine bisherige Funktion als unpassierbares Gebirge, insbesondere auch für größere Truppenbewegungen. Die Gründe dafür liegen vor allem im Walddraubbau durch Bergbau, Glashütten und Holzhandel (Flößerei), aber auch durch die Errichtung der Linien selbst, die zu einer nochmaligen Plünderung des hochstämmigen Waldes im großen Stile führten. Dazu schreibt am 29. Januar 1710 General von Gronsfeldt in seinem Bericht über die „*Visitation der mittleren Linie Feldberg – Hornberg*“:

*„Die ehedeßen darauf befindl. Waldungen seind durch die Eisen und Glasshütten, Vermehrung der Höff, und multiplication der Leüth, Theils ausgerottet, und durch die vorige langwürrige Kriege mit Verhackh Theilß verderbt und umgehauen worden, also dass an denen meisten Orthen nur kleine Büsch, und in kurzen Jahren das Holtz manglen dorffte“.*<sup>36)</sup>

Auch im Wiesental registrierte man bereits schon 1613 immer schwächer werdende Waldbestände, vor allem im Hinteren Wiesental. Wie schnell umfangreiche Waldungen z. B. bei der intensiven Nutzung von Glashütten dezimiert wurden, veranschaulicht eindrücklich das Beispiel des Waldbestandes bei Hasel. Dieser wird im Zeitraum von 1613 - 1720 völlig abgeholzt und die Glasmacher mussten ihre Produktion einstellen.<sup>37)</sup>

Gut befahrbare Straßen waren die wichtigste Voraussetzung für einen schnellen Feldzug: Nur so konnten Reiter- und Fußtruppen, Geschütze und unzählige Transportwagen plus einem entsprechend großen Tross dem vorgegebenen Zeitplan entsprechend zielorientiert und effektiv eingesetzt werden.

Solche Straßen und Wege waren aber in dem immer noch mehrheitlich verkehrsfreundlichen Schwarzwald eine ausgesprochene Seltenheit. Dadurch gewannen die wenigen passierbaren Wege, manchmal sogar selbst nur Pfade, eine wichtige strategische Rolle.

Wie eine Militärkarte<sup>38)</sup> aus dem Jahre 1701 belegt (Abb. 3), führten zu jenem Zeitpunkt nur drei Wege direkt in den südlichen Schwarzwald – einer davon war die historische Straße von Wehr nach Hasel, die durch die „*Stubentür*“ – eine in dieser Form in unserer Region einmalige Fortifikationsanlage – östlich von Hasel direkt nach Mettlen und von dort über Gersbach und den damals weithin bekannten Wallfahrtsort Todtmoos bis nach St. Blasien führte.

Die zwei anderen verbanden Hasel mit Fahrnau und Raitbach. Vom Hochrheintal in Richtung Südschwarzwald kommend, war aber der Verbindungsweg über Hasel nach Gersbach von strategisch wichtiger Bedeutung.





Abb. 3: Die historische Militärkarte von 1701 (Ausschnitt) zeigt den Gesamtverlauf der Linie vom Rothaus bei Murg über Säckingen bis nach Offenburg und enthält neben den Schanzanlagen auch die Signal- und Alarmfeuer, Städte, Dörfer, Wege, Brücken und Wälder, wobei jene Waldgebiete, die als Hau-Wälder vorgesehen waren, speziell markiert wurden.



Denn das Wehratal wurde verkehrsmäßig erst zwischen 1847 und 1852 erschlossen und war bis dahin ein natürlicher, unüberwindlicher Sperrriegel zwischen dem Hotzenwald, Dinkelberg und dem Wiesental. Einen ersten Verkehrsknotenpunkt bildete Todtmoos-Au, das damals eine – im doppelten Sinne des Wortes – Brückenfunktion zwischen beiden Gebieten innehatte.

Um die Belastung zu verdeutlichen, denen Straßen und Wege bei einem Feldzug ausgesetzt waren, hier ein Beispiel: 1622 zieht Markgraf Georg Friedrich mit einem Heer von rund 15 000 Mann in den Kraichgau, im Tross 40 schwere Geschütze (mit entsprechendem Vorspann), 70 „Spießwagen“ und über 1800 Wagen, welche die Munition, Proviant, Sturm- und Schanzzeug und selbst Pontons für den Bau einer Schiffsbrücke mitführen.<sup>39)</sup> Auf Grund der aufgelisteten „Reiterfahnlein“ kann man davon ausgehen, dass zudem noch über 8 000 Pferde zusätzlich im Einsatz waren – nicht eingerechnet die für die Fuhrwerke notwendigen Ochsen und Ersatzpferde.

Auch im Wiesental herrschten schlechte Straßenverhältnisse. *„1627 wird Stadt und Umgegend von kaiserlichen Exekutionstruppen besetzt, der Trog, d. h. die Kiste mit dem städtischen Archiv nach Basel geflüchtet, aber die Straßen waren so schlecht, dass man vier Pferde zum Fortschaffen desselben brauchte“*. Wie es nach einem Truppendurchzug aussah, berichtet diese Quelle: *„Brücken, Weg und Steg, alles miteinander verdreht und verwüstet“*.<sup>40)</sup>

August Eberlin verweist in seiner Schopfheimer Stadtchronik aber auch auf die häufigen und verheerenden Hochwasser der Wiese, die vor der erst 1878 durchgeführten Korrektur mit großer Regelmäßigkeit das Wiesental verwüsteten.<sup>41)</sup> Die dadurch ausgelösten großflächigen Umlagerungen der Sand- und Kiesbänke sowie die freimäandrierenden Wasserarme ließen einen durchgängig begehbaren Talboden nicht zu. Erst auf den überwiegend schmalen Seitenterrassen des Hochgestades war die Anlage beständiger Wege möglich. So war aber auch ein schnelles militärisches Vordringen sehr schwierig und – je nach Jahreszeit, Witterung und Wasserstand – überhaupt nicht realisierbar.

Vor allem die mitgeführten Geschütze hatten ein erhebliches Gewicht: Entsprechend ihrem Kaliber wogen Dreipfünder bis zu 10 Zentner, Vierpfünder bereits schon bis zu 15 Zentner und ein Sechspfünder bis zu 22 Zentner.<sup>42)</sup> Rechnet man pro Geschütz mit rund 100 mitgeführten Kugeln, so addiert sich dies – je nach Kaliber – nochmals mit 300 – 2 200 Kilogramm. Um solche Tonnagen sicher zu führen, benötigte man viele Ochsespanne – mit mindestens vier kräftigen Zugtieren (und für diese ausreichend Futter) samt einem sehr erfahrenen Fuhrmann.

Als durchschnittliche Tagesmarschleistung der Fußtruppen galten damals rund 20 Kilometer. Macht man sich bewusst, dass ein kleines Heer, das durch schmale Wege gezwungen ist, hintereinander und höchstens zu zweit oder zu dritt nebeneinander zu marschieren, bereits schon zu einem mehrere kilometerlangen „Lindwurm“ heranwächst – und das alles ohne den zahlenmäßig noch mehr ins Gewicht fallenden Tross. Und zog dann vielleicht ein Gewitter auf, dem ein starker Sommerregen folgte, dann lässt sich ohne viel Phantasie ausmalen, wie sich die Wege in tiefe Schlammrinnen verwandelten und für Mensch und Tier das Laufen zu einer kräftezehrenden Qual wurden.

Fehlten Straßen- und Wegeverbindungen völlig, folgten die Angreifer vor allem den tief eingeschnittenen Talböden, da sie einerseits auf den natürlich entstandenen, flachen Überschwemmungshorizonten beidseitig der Bachläufe relativ gut vorankamen und andererseits nach Überqueren des Bergkammes oft auch ein entsprechendes Pendant auf der gegenüberliegenden Seite vorfanden.

## **Linien und ihre militärische Einbindung**

Schanzen, Erdwerke, Feldwerke oder Erdwehrebauten sind primär militärische Verteidigungsanlagen, die zwar auch als Einzelanlage errichtet werden können, mehrheitlich aber in eine spezielle Befestigungs- oder Festungs-Linie eingebunden werden und strategisch-taktisch nicht als Einzelwerk, sondern in ihrer Gesamtheit als Linie wirken.<sup>43)</sup>

Diese Linien sicherten vor allem die neuralgischen Passübergänge, Furten, wichtige Wegverbindungen und topographisch tief eingeschnittene Talböden.

*„Linien erfüllten einen rein taktischen Zweck, indem sie große Landstriche zuverlässig in allen Jahreszeiten vor dem Eindringen kleinerer feindlicher Parteien und Detachements schützten. Hinter ihnen konnten ohne störende Zwischenfälle Felder bebaut werden, konnte Handel betrieben werden, konnten Steuern eingezogen werden, kurz: das hinter ihnen liegende Land blieb als logistische Basis der eigenen Kriegsführung vorbehalten und gleichzeitig wurden die Untertanen geschont, woran die zivilen und militärischen Amtsträger ein großes Interesse haben mussten. So dienten die Linien dazu, die Ressourcen der von ihnen geschützten Gebiete dem Gegner vorzuenthalten und sie selbst zu nutzen!“<sup>44)</sup>*

Neben diesen fraglosen Vorteilen hatten die langen Schanz- und Festungslinien aber auch den gewichtigen Nachteil, dass sie große Teile der Armee langfristig schon beim Bau, aber vor allem bei der Besetzung und Verteidigung banden. Nur so war aber deren präventiver Abschreckungscharakter und ihr militärisch-strategischer Wert aufrechtzuerhalten.

Die Finanzierung der Linien teilten sich – im ständigen Streit um die jeweils aufzubringenden Gelder – die für den Schwarzwald und das Rheinvorland zuständigen Reichskreise, dann die Reichsritterschaft sowie für die vorderösterreichischen-habsburgischen Reichsgebiete der Kaiser in Wien. Wobei der Hof in Wien über Jahrzehnte hinweg mehr durch mündliche Versprechungen glänzte als durch konkrete finanzielle Hilfen: Zugesicherte Proviant- und Geldsendungen trafen – wenn überhaupt – nur zögerlich und unvollständig ein. Wien geriet über die gesamten Jahre der Kriegsführung hinweg immer wieder in Zahlungsverzug und war kaufmännisch gesehen eigentlich zahlungsunfähig.

Da die Kreise selbst natürlich kein Interesse an einer sie bevormundenden Zentralverwaltung durch das Reich hatten und nur eine streng defensive Überlebensstrategie verfolgten, war es für Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden als Oberbefehlshaber der Reichs- und Kreiskontingente unmöglich, hier all die gegenläufigen Interessen und militärisch-strategischen Ziele zwischen Reichskreisen und Kaiser unter einen Hut zu bringen. Gleichzeitig stand ihm ein zentralistisch-absolutistisch agierender Gegner mit einem zentral geführten, kompakten Heer gegenüber. Weniger der Markgraf, sondern vor allem die Kreise drängten auf einen defensiven „*Kleinen*

*Krieg*“. Und die Kreise selbst hatten natürlich ein großes Interesse an der Errichtung der „*Schwarzwaldlinien*“, da diese als wirkungsvolle und passive Schutzmaßnahme unmittelbar ihre Territorien schützten.<sup>45)</sup>

Der Bau der Linien war sehr aufwändig: Als Beispiel sollen die „*Eppinger Linien*“, das 86 kilometerlange nördliche Endstück der großen „*Schwarzwaldlinie*“, dienen. Rund 1 640 000 Kubikmeter Erde wurden bewegt, u.a. 17 900 Palisaden gesetzt, 1250 Bretter und 3 640 Brückenbeleglöhler verarbeitet, 50 300 Faschinen gebündelt und insgesamt 18 000 Weidenruten für Flechtwerk angefordert. Dazu benötigte man im Zeitraum vom Juli 1695 bis Mai 1697 rechnerisch 370 142 Schanztage.<sup>46)</sup>

Dennoch waren die Linien finanziell eine wesentlich günstigere Alternative zum möglichen Bau eines ausgedehnten Festungsgürtels, so wie ihn Vauban linksrheinisch – im Süden von der Festung Hünningen aus bis weit über das Fort St. Louis im Norden hinaus – errichten ließ. Neben den immensen Baukosten band die gewaltige Festungslinie nach Vaubans eigenen Angaben zwischen 40 bis 45 Prozent aller in der französischen Armee befindlichen Soldaten.<sup>47)</sup>

Dennoch verfügten auch die Franzosen über ausgedehnte Linien<sup>48)</sup>, die „*lignes*“ oder „*retranchements*“: Die Moder-Linien und die Weißenburger- oder Lauterlinien (1680) im Elsass und in der Pfalz die Isenach-, Speyerbach- und Queichlinien (1702), die später auch von der Gegenseite benutzt wurden.

Auch bei den schon zahlenmäßig dem französischen Gegner unterlegenen Reichs- und Kreistruppen geht man davon aus, dass man dennoch rund 20 000 Mann benötigte, um die Schanzlinien im Schwarzwald und in der Rheinebene ständig besetzt zu halten. So kamen beispielsweise 1706 allein an den Stollhofener Linien rund 3 000 Infanteristen und 500 Reiter zum Einsatz.<sup>49)</sup>

### **Die „Schwarzwaldlinien“**

Die „*Schwarzwaldlinien*“ bestehen aus einer linienförmigen Abfolge und Kombination von unterschiedlichen Schanzen, Wach- und Signaltürmen (Chartaques), Wallgräben, Sperrgräben, Palisaden, „*Verhau*“ und „*Verhack*“.

Sie sind in ihrer Gesamtheit nur punktuell erforschte Linien, die sich vor allem in Nord-Südrichtung ausdehnten und sich über den gesamten Schwarzwald hinweg erstreckten, aber gerade im Bereich von Kinzig, Murg und Pfalz auch westliche Ausläufer hatten, welche das Territorium zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald sichern und die Bewegungsfreiheit französischer Truppen – gerade auch bei ihren Kontributionszügen – wirksam einengen sollten. Zieht man neben der Hauptlinie auch alle kleineren Seitenlinien mit in die Berechnung ein, so ergibt sich eine beeindruckende Gesamtlänge von nahezu 500 Kilometern.

Im Süden führte diese vom „*Roten Haus*“ bei Murg ausgehende Verteidigungslinie über Todtmoos-Au weiter bis auf den Feldberg. Als sog. „*Hintere Linie*“ wurde sie ab 1692/93 unter Markgraf Ludwig Wilhelm massiv ausgebaut und durch eine „*Vordere Linie*“ ergänzt. Wobei ab 1702 eine besonders starke Sicherung des Gersbacher Raumes erfolgte, der damit den neuen Dreh- und Angelpunkt der „*Vorderen*“ und „*Hinteren Linie*“ bildete.

Die „Vordere Linie“ verlässt bei Gersbach die „Hintere Linie“ und verbindet die Ortschaften Schlechtbach, Schweigmatt, Raitbach, Hausen, Enkenstein, Wieslet, Tegernau, Bürchau, Neuenweg bis zum Wiedener Eck. Vom Neuenweger „Hau“, einer massiv ausgebauten Pass-Sicherung (Abb. 4), führt die Linie schließlich über den Hochkopf zum Herzogenhorn und wieder zum Feldberg.

Dort trifft sie erneut auf die ältere „Hintere Linie“, die ab diesem Punkt aus als „Mittlere Linie“ bis nach Hornberg und von dort als „Eppinger Linie“ (1695 - 97) von Nagold über Pforzheim bis nach Neckargmünd verläuft, wo diese Hauptlinie, das „Rückgrat“ der „Schwarzwaldlinien“, endet.



Abb. 4: Die wohl berühmteste Schanze im Südschwarzwald und das sicher bekannteste Luftbild-Motiv von Erich Meyer (Hasel): Die Neuenweger Sternschanze (Polygonalschanze) als nördlicher Teil einer umfangreichen Pass-Sicherung zwischen Neuenweg und Böllen am sog. „Hau“.

Bedeutende Nebenzweige dieser Hauptlinie waren neben der „Vorderen Linie“ bei Gersbach die „Kinzig-Linie“ und die stark umkämpften „Ettlinger Linien“<sup>50)</sup>, die auch als „Untere Linie“ bezeichnet wird.

Die „Ettlinger Linien“ wurden zwischen 1707 und 1715 errichtet und sollten die 1707 von den Franzosen durchbrochene und anschließend zerstörte „Bühl-Stollhofen-Linie“<sup>51)</sup> ersetzen. Die „Ettlinger Linien“ wurden im Frühjahr 1734 nochmals instand gesetzt, bevor sie im selben Jahr bereits am 5. Mai auf Befehl der Franzosen daselbe Schicksal wie die „Bühl-Stollhofen-Linie“ ereilte: Sie wurden völlig geschleift.



Eine zusätzliche ältere Linie zog sich über den Rohrhardsberg nach Hausach und vermutlich bis nach Schramberg, wo sie wieder auf die jüngere Hauptlinie traf.

Im Norden folgt mit einer Länge von insgesamt 86 Kilometern als Teilstück der Hauptlinie die bekannte „*Eppinger Linie*“<sup>52)</sup> von Weißenstein bei Pforzheim bis nach Neckargmünd. 1696 werden erst 3 000, dann 4 000 Mann zu den Schanzarbeiten herangezogen. Noch im Jahre 1697 waren über 1 600 Schanzer dem Maulbronner Amt für die Schanzarbeiten an der „*Eppinger Linie*“ zugewiesen. Um die Bauarbeiten zu beschleunigen, wurden nochmals rund 15 000 reguläre Soldaten zum Schanzen abgeordnet. Auch hier war das für die Schanzanlagen notwendige Holz – wie bereits mehrfach angesprochen – Grund für die immer längeren Transportwege, da es im unmittelbaren Bereich keine ausreichenden Waldungen mehr gab. *„Der Verbrauch an Eichen und Kiefernholz ist gewaltig, stellenweise wird der Wall mit langen Eichenbäumen verkleidet, die Gräben mit Faschinen gefüttert, auf den Brustwehböschungen stecken Pfähle und im Graben Palisaden. Ebenso benötigen die Schleusenanlagen und Bettungen Unmengen Holz. Zudem sind die meisten Redouten zweistöckige Blockhäuser zur Unterbringung von oft 40 Mann der Wache.“*<sup>53)</sup>

Zu diesem Zeitpunkt werden die neuen Schanzen durchgängig mit Geschützstellungen ausgestattet, was bei den früheren Anlagen zwischen 1701 und 1702 – gerade im Südschwarzwald – noch nicht der Fall war. Ebenso werden erstmals zweistöckige Wachhäuser errichtet.

Eine weitere Linie bestand bei Heilbronn sowie zwischen der Geislinger Steige und dem Ostrand des Schwarzwaldes. Geographisch losgelöst aus diesem Gesamtsystem war die Linie bei Stockach.

### **Schanzen im Südschwarzwald**

Während die in Stein geschaffenen barocken Zeugnisse bis zum heutigen Tag immer wieder die Bewunderung des Betrachters finden, sind andere seit langem in der Versenkung der geschichtlichen Bühne verschwunden: Dazu zählen sicher auch die Erdwerke, jene geometrisch ästhetisch geschnittenen Fortifikationsanlagen, die unter dem Begriff der Schanzen auch unseren Raum und das keineswegs friedliche Leben der damaligen Bevölkerung prägten.

Grundsätzlich unterscheidet man bei Befestigungen zwischen einer „*permanenten Befestigung*“ und einer „*schnell aufgeworfenen Feldbefestigung*“, die man auch als „*flüchtiges Erdwerk*“ oder als Schanze bezeichnet. Als dritte Form gilt die sog. „*provisorische Befestigung*“, die zwischen der „*permanenten Befestigung*“ und der „*flüchtigen Feldbefestigung*“ angesiedelt ist. Die militärische Kunst, welche die Ausführung aller dieser Arbeiten am richtigen Ort und mit den besten Mitteln lehrt, ist die Befestigungskunst (Fortifikation).<sup>54)</sup>

Schanzen sind also „*reine Erdwerke*“, wobei ihre geometrischen Formen variieren und so den natürlichen Vorgaben des Geländes optimal angepasst werden können. Nach ihrem Grundriss unterscheidet man „*offene*“ oder „*geschlossene*“ Schanzen. Der Formenschatz in unserem Raum reicht vom exakt regelmäßigen Quadrat („*Redoute*“) über unregelmäßige Rechtecke bis hin zur Sternform (regelmäßige und unregelmäßige Polygonschanzen), alle sind „*geschlossene*“ Schanzen. Aber auch



Sonderformen wie die einer „Lunette“ – einer rückseitig „offenen“ Schanze in Pfeil- oder Dreiecksform – gehören dazu.

Neben ihrer geometrischen Vielfalt beeindruckt das Schanzen- und Wallgraben-System unseres Raumes durch den archäologisch guten Erhaltungszustand, der sehr oft sogar noch die „Kommunikationslinien“ (Lauf- und Verbindungsgräben) zwischen den einzelnen Schanzen erkennen lässt. Das hängt damit zusammen, dass die Mehrzahl der Schanzen heute in Waldgebieten liegt. Dies hat dazu beigetragen, dass – im Gegensatz zu bewirtschafteten Weiden- und Ackerflächen – die Schanzkörper und die Wallgräben weder eingeebnet noch verfüllt wurden. Ebenso kam es nicht zu dem in Siedlungsnähe oft feststellbaren „Steinraub“.



Abb. 5: Blick über den Südhang vom „Zeller Blauen“ auf das Gewann „Wüstmatt“ mit seiner viereckigen Schanze (Bildmitte) und einem massiven Sperrwall, der vom Gipfel bis an die Schanze heranreicht und danach südwärts – vorbei an einem Weideschuppen – direkt bis zur nächsten Schanze auf dem „Hirschbühl“ verläuft: Mit direktem Sichtkontakt zu sieben weiteren Schanzen: „Inneres“ und „Äußeres Schänzle“ (Adelsberg), „Franzosen-Schänzle“, „Blauener Schänzle“, „Kühlloch-Schanze“, „Rümmelesbühl“ und die Schanze auf der „Hebelhöhe“.

Neben den Schanzwerken der Barockzeit als militärisch überwiegend defensive Wehreinrichtungen kann man auch den umfangreichen Sperrwall- und Wallgraben-Anlagen eine besondere Bedeutung zuweisen.

Ein Wall besteht immer aus einem Graben und dem daraus entnommenen Erdreich, das man als Wall vor oder hinter den Graben aufschüttet. Wallgräben waren für jede Infanterie und Kavallerie ein ernstes Hindernis, das Zeit und Kraft kostete, die Formation der Marschkolonnen auflöste und Unordnung in die Truppe brachte. Ganz gleich ob „*trockener*“ oder „*nasser Graben*“ (mit Wasser geflutet), als einzelne „*Sperrgraben*“ mit hohem Wall (schnurgerade oder in Zick-Zack-Form) als ganze „*Wallstaffel*“ mit regelmäßig hintereinander angelegten Wallgräben, fast anatomisch an die Besonderheiten des Geländes anschmiegend oder aber als unregelmäßige „*Wallschwarm*“ – stets war das Ziel, den anrückenden Feind aufzuhalten, um damit auch Zeit zu gewinnen, neue Verteidiger heranzuführen und so dem Angreifer ein Weiterziehen unmöglich zu machen bzw. wenn er das Risiko einging, die hinter dem Wall in optimaler Deckung liegenden Verteidiger anzugreifen, ihm hohe Verluste beizufügen.

Zwischen den Schanzen liefen die „*Kommunikations-Linien*“, offene oder gedeckte Laufgräben, auf welchen man Tag und Nacht unbemerkt vom Feind mit Meldegängern Kontakt hielt und Nachrichten austauschen, aber auch um schnell die Anzahl der Verteidiger – je nach Angriffs-Szenario – erhöhen konnte. Alle Schanzen lagen auch in unmittelbarem Sichtkontakt. Dieser visuelle und akustische Kontakt erfolgte über Spiegel, Feuerzeichen, Hornsignale und bei Nebel auch mittels Mörser.

War aus besonderen topographischen Bedingungen ein direkter Sichtkontakt nicht möglich, überbrückte man dieses Problem mit dem Bau eines „*Chartaque*“, eines Wacht- und Signalturmes: In Blockhaustechnik errichtet und oft auch nur als „*Blockhaus*“ bezeichnet, mit sehr schmalen, verschließbaren Luken bzw. Sehschlitzen im unteren Teil (oft auch ganz ohne), oben mit einer rundum begehbaren Plattform zur Beobachtung von Feindbewegungen oder zum Setzen von Signalfeuer für benachbarte Türme bzw. Schanzen. Je nach Bedarf waren die Signaltürme – wie auch die Schanzen – mit Mörsern versehen, um auch bei Nebel Signale zu geben. Entsprechend der konkreten Anforderungen des Geländes betrug ihre Höhe zwischen 5 und 10 Metern, die Grundrisse variierten zwischen 3 und 8 Metern Seitenlänge. Diese „*Chartaques*“ wurden zudem mit einem Wallgraben und einem breiten „*Verhack-Verhau*“-Bereich gesichert. War der Bau eines „*Chartaque*“ zeitlich oder baumaterialmäßig nicht möglich, wurden in hohen Bäumen einfache Aussichtsplattformen eingebaut.

Um die Schutzfunktion des Hauptgrabens, der eine Schanze umgibt, zu steigern, wurden die sich an den Graben nach außen anschließenden Erdbereiche erhöht: Dies geschah nicht durch Tieferlegung des Grabenbodens, sondern durch eine gezielte Erhöhung des vor dem Graben in Angriffsrichtung des Feindes liegenden Terrains, das man auch als „*Glacis*“ bezeichnet. Gleichzeitig wurde das gesamte Areal eines „*Glacis*“ völlig „*rasiert*“, d. h. alle darauf wachsenden Bäume, Büsche und Hecken wurden gefällt.

Der dabei anfallende „*Verhack*“ – bestehend aus den Resten von gefällten Bäumen und gerodeten Sträuchern – wurde in bzw. vor Grabenhindernissen als zusätzliches Hindernis ausgelegt, das ein Durchqueren oder Überspringen des Grabens verhindern soll. Die stehen gelassenen Baumstümpfe und deren Wurzelwerk erschwerten

für einen Angreifer auch die Möglichkeit, Laufgräben anzulegen, um sich so in deren Deckung der Schanze anzunähern. Nach diesem Kahlschlag – als räumliche Ausdehnung nahm man die durchschnittliche Tragweite einer Gewehrkegel von 250 Metern – war ein unbemerkter, in der Deckung von Bäumen oder Sträuchern vorgetragener Angriff – nicht mehr möglich. Der Feind ging somit bei einem Angriff ein sehr großes Risiko hoher Verluste ein, wenn er sich der Schanze offen über ein „*blankes Glacis*“ näherte.

Auch ein nächtliches Anschleichen über das „*Glacis*“ wurde zudem durch das Anlegen sog. „*Wolfsgruben*“ erschwert. Um ein Umgehen dieser „*Wolfsgruben*“ zu verhindern, wurden sie schachbrettartig über die gesamte Breite der „*Glacis*“ verteilt. Schon die Römer setzten sie als rein defensives, aber sehr gefährliches Verteidigungselement im Vorfeld ihrer Militärlager ein.

Die „*Wolfsgruben*“ waren bis zu 1,80 Meter tiefe und bis zu 1,20 Meter breite, nach unten immer enger werdende Fallgruben, die man zur Tarnung an der Oberfläche mit Ästen und Grassoden abdeckte. Auf der Bodensohle zentrierte man einen zugespitzten, im Feuer gehärteten Holzpfehl, der zusätzlich mit Seilen an den Seitenwänden des Falltrichters fixiert wurde.

Diese Sicherung sollte gewährleisten, dass der Angreifer, wenn er in diese Grube fiel, auch sicher vom Pfeil durchbohrt wurde. Um dessen verheerende Wirkung zu erhöhen, wurde die Pfeilspitze mit der Axt von unten her gegenläufig eingekerbt, so dass hölzerne Widerhaken einen „*Tannenbaum*“ bildeten, der je nach Sturzlage im Bauch- und Rückenbereich entsetzlich tiefe, nicht mehr operable Verwundungen riss: *Homo homini lupus – der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.*

Neben der Anlage von „*Wolfsgruben*“ gab es eine weitere Möglichkeit, die Annäherung an eine Schanze zu erschweren: Man legte feindwärts – noch vor dem freigeräumten „*Glacis*“ – zusätzlich einen „*Baum*“- und „*Strauchverhau*“ an. Dazu wurden die Bäume „*geletzt*“ und blieben da, wo sie gefällt wurden, liegen. Da man den Stamm nicht ganz durchsägte, waren sie noch mit etwa einem Drittel der Holzstärke mit dem unteren Rest des Baumstammes und dessen Wurzelwerk verbunden. Um das Ausräumen eines „*Verhaues*“ zu erschweren, befestigte man die Baumkronen zusätzlich durch Pfähle, die man zwischen den Ästen einschlug. Eingeflochtene Seile und eingehängte Ketten sollten ein Ausräumen erschweren. Solche „*Verhau*“ wurden vor allem vor Schanzen und in deren Haupt- und Vorgräben angelegt, dienten aber auch zum Sperren von Engpässen und Wegen.

Dagegen besteht ein „*Strauchverhau*“ überwiegend nur aus möglichst mit Dornen besetzten Ästen. Man musste darauf achten, dass dabei nicht zuviel dürres Material aufgeschichtet wurde, da dies vom Feind angezündet und somit für die Verteidiger selbst zur Gefahr werden konnte.

Je breiter ein „*Verhau*“ angelegt wird, desto höher seine Wirksamkeit. Wobei jedoch darauf geachtet werden musste, dass der Verteidiger immer hoch genug über dem „*Verhau*“ platziert war, so dass er aus der Deckung heraus problemlos über den „*Verhau*“ auf den Angreifer schießen konnte. Ebenso musste immer darauf geachtet werden, dass der „*Verhau*“ selbst für den Feind keine Chance zur Deckung schuf.

Zusätzlich wurde in den Gräben sowie in den „*Verhauen*“ selbst, aber auch vor und zwischen den „*Hagen*“ ein „*grüner Stacheldrahtzaun*“ mit Brombeeren (auch „*Dorn*“- oder „*Kratzbeere*“ genannt) und Hagebutten, Eiben und Sanddorn angelegt. Neben den sehr unangenehmen Stacheln enthalten z. B. Eiben auch für den Menschen giftige Alkaloide (Taxane).

Mit der Zeit entstand so ganz natürlich und ohne viel Zutun des Menschen eine undurchdringliche „*Dornröschenhecke*“ mit hoher Schutz- und Abwehrfunktion.

## **Schanzenbau**

Bevor die Erdarbeiten beispielsweise für eine „*Redoute*“ begonnen wurden, pflockte man mit starken Seilen die Grundform der Schanze im Maßstab 1 : 1 auf dem ausgewählten Areal aus. Hierbei war es wichtig, ein möglichst ebenes Geländestück zu finden, denn nur so erreichte man eine optimale Stabilität des Schanzenkörpers.

Alle Schanzanlagen bauen auf demselben Prinzip auf: Was aus dem Wallgraben herausgenommen wird, findet sich im Wallkorpus wieder. Es wurde also keine Erde oder Baumaterial herantransportiert, sondern die Schanze erhob sich am sorgfältig ausgewählten Schanzenstandort im gleichen Maße über dem Wallgraben, wie dieser lang, tief und breit war.

Als Werkzeuge standen Äxte, Holzspaten, Holzspaten mit Eisenverstärkung, Erdpichel, Weidekörbe und Holzschubkarren zur Verfügung. Das Verdichten und das Formgeben des aufgeschütteten Erdmaterials erfolgte durch intensives Stampfen mit einem rund ein Meter langen Naturstamm, der oben mit einem kleinen Querholz zum beidseitigen Festhalten ausgestattet war.

Ein einfaches Baugerüst – entweder aus schmalen Holzstangen oder mit einem speziellen beweglichen Holzschienen-System, gewährleistete die fachgerechte Errichtung und gab die Längen-, Breiten- und Höhenmaße der Schanze vor. Auch die genauen Böschungswinkel des Schanzkörpers wurden durch dementsprechende Holzpfähle fixiert oder mit beweglichen Holzschienen im Maßstab 1 : 1 vorgegeben.

Flechtwerke aus Weiden und Faschinen sicherten zusätzlich die steilen Wallböschungen oder Grabenwände gegen Erosion und Erdabrutschungen. Mit schmalen Rundhölzern und rohen Brettern konnte dies ebenso vorgenommen werden.

Ein Problem – gerade bei Schanzen in exponierter Horstlage (und damit mehrheitlich über dem Quellhorizont liegend) – war die Wasserversorgung.<sup>55)</sup> Daher suchte man nicht nur nach strategisch-topographisch geeigneten Standorten, sondern auch unter dem Gesichtspunkt einer möglichst nahen Quelle oder eines Baches. War die Quelle etwas weiter entfernt, wurde sie eingefasst und das Wasser über halbierte oder ausgehöhlte Baumstämme zur Baustelle geleitet.

So gewährleistete sie nicht nur die Trinkwasserversorgung, sondern konnte – eine ausreichende Schüttung vorausgesetzt – auch in den Graben eingeleitet werden, der dadurch vom „*trockenen*“ zum „*nassen*“ Graben, also zum Wassergraben wurde, und dadurch ein zusätzliches, schwer zu überwindendes Annäherungshindernis bildete, das auch das Durchqueren oder Überspringen des Hauptgrabens erschwerte.





Abb. 6.: Schanzbauern errichten eine Redoute (Diorama, Ausschnitt). Dieses Modell verdeutlicht, welche vielfältigen Bau- und Wehrrarbeiten zu leisten waren. Größe 120 x 54 x 40 cm, Sammlung AG MINIFOSSI.

War eine direkte Frischwasserversorgung nicht möglich, wurde das Trinkwasser in Fässern herangeführt und in diesen gebunkert. Gerade in warmen Sommermonaten entstanden durch die natürliche Eiablage von Insekten sowie durch die Bildung von bakteriellen Keimen im Wasser nicht nur geschmackliche, sondern zwangsläufig vor allem hygienische Probleme.

Wurde bei der Auswahl des Standortes die Trinkwasserversorgung nicht ausreichend berücksichtigt, konnte dies selbst nach dem vollendeten Bau der Schanze dazu führen, dass diese aufgegeben werden musste.<sup>56)</sup>

Aus dem Hauptgraben heraus wurden die Brustwehr aufgeschüttet und entlang der äußeren „Wallkrone“ Palisaden und Schanzkörbe gesetzt. Einerseits um als Sicht- und Bewegungsschutz eine zusätzliche Sicherheitszone für die Verteidiger zu schaffen, andererseits aber auch eine optimale Möglichkeit zum sicheren Einsatz von Feuerwaffen zu erhalten.

Der Schanzkorb selbst ist ein zylindrisches Geflecht aus Zweigen und zwischen 120 bis 180 Zentimeter hoch. Der Durchmesser beträgt rund 60 Zentimeter. Als Flechtmaterial wurden häufig Weide, Hasel oder die noch jungen, biegsamen Äste anderer Laubbäume wie Buche oder Birke bevorzugt.



Die zylindrische Form wird jedoch auf Grund der Verjüngung nach oben zu einem Kegelstumpf. Ausgangspunkt sind zwischen 7 bis 16 vertikale Standruten, die unten angespitzt sind und kreisförmig in den Boden gesteckt werden: Nicht nur optimal beim Einflechten der Ruten, sondern auch beim Einsatz im Ernstfall: Damit wurde der Korb fest verankert.

Denn der Schanzkorb wurde direkt am Einsatzort mit loser Erde aufgefüllt, wobei man darauf achtete, dass keine größeren Steine unter das Füllgut gerieten: Beim Treffer einer feindlichen Kanonenkugel hätten diese wie Geschosse herumfliegenden Steine die Verteidiger noch zusätzlich verletzen können.

Das Füllmaterial konnte, um die Standfestigkeit eines Korbes zu erhöhen, mit Wasser durchtränkt werden. Je nach Größe erreichte man so ein Gesamtgewicht von über zweieinhalb Tonnen. Die Körbe wurden nach der Beendigung der Bedrohung durch einfaches Hochziehen wieder entleert und waren dadurch oft wieder verwendbar. Zeigten sie massive Schadstellen, wurden sie als Faschinenersatz zur Sicherung rutschgefährdeter Wallhänge eingesetzt: Nachhaltiges Wirtschaften und optimales Recyceln würde man das heute nennen.

Die Sicherung der „*Wallkrone*“ in Form von Schanzkörben wurde vor allem dann gewählt, wenn nicht genügend Holzstämme zur Herstellung von Palisaden vorhanden waren bzw. es der Boden nicht zuließ, Palisaden zu setzen. Ansonsten gab man Palisaden den Vorzug, da sie die „*Wallkronen*“ nochmals erhöhten und einen inneren Wehrgang ermöglichten.

Die Palisaden, auch „*Schanzpfähle*“ genannt, waren durchschnittlich 20 bis 30 Zentimeter starke, 4 bis 4,5 Meter lange Holzpfähle, die man oben zugespitzt hatte, um ein Übersteigen für den Angreifer zu erschweren. Die Palisaden wurden durchschnittlich 1 - 1,5 Meter tief eingerammt (oder gesetzt) und mit einem oben, direkt unterhalb der Pfahlsitzen sowie einem unten, direkt über den Boden angebrachten Querholz verbunden, was der Palisadenwand eine zusätzliche Stabilität verlieh.

Um eine Schanze mit einer rundum verlaufenden Palisadenwand zu sichern, benötigte es sehr viel Stammholz. Nimmt man z. B. eine kleine Viereckschanze mit einer Seitenlänge von nur 25 Metern, so brauchte man allein für die Palisaden (ohne die verbindenden Querhölzer) über vierhundert solcher 4 - 4,5 Meter langen und möglichst gerader Holzstämme bzw. bereits zugespitzter Pfähle.

Angesichts dessen, dass im 17. und frühen 18. Jahrhundert der natürliche Waldanteil an der Gesamtlandschaft – auch als Folge des Raubbaus durch Bergbau, Glashütten und Holzhandel – um gut ein Drittel geringer war als heute sowie die – dem alpinen „*Bannwald*“ gegen Lawinen durchaus vergleichbar – geschützten „*Hau*“-Wälder nicht angetastet werden durften, kann man davon ausgehen, dass es nur selten komplett umlaufende Palisaden-Sicherungen auf den Schanzen gab. Zieht man noch die große Zahl von Schanzen – allein in unserem Raum – in Betracht, kommt nur eine Kombination aus Palisaden und Schanzkörben sowie dem massiven Einsatz anderer Materialien wie mit Erde gefüllte Holzfässer oder vorgefertigte Bretterwände in Frage.

Palisaden in Form einer durchgehenden Palisadenwand oder auch eines Palisadenzaunes setzte man – oft in Kombination mit einem Wall und Graben – als Verbin-

dungselement zwischen zwei Schanzen oder anderer Verteidigungspunkte ein. So sicherte man auch Stellen, wo man keinen ausreichenden „*Verhau*“ anlegen konnte. Man hob – wie bei der Schanze auch – zunächst einen Graben aus und formte mit dem Aushub einen über dem Graben liegenden Wallkörper. Dann setzte man in die „*Wallkrone*“ die Palisaden, die man untereinander entweder mit einem starken Seil verflocht oder mit Querhölzern oben und unten miteinander verband, was wesentlich zur Stabilisierung des Ganzen beitrug. Wie auch bei der Schanze waren diese Palisaden oben angespitzt, um ein Übersteigen zu verhindern.

Doch die Verwendung von Palisaden hatte ernsthafte Nachteile: Selbst wenn man – was nicht immer möglich war – die Palisaden in ein Lehmbett stellte oder sie gegen Fäulnis im Feuer ankohlte, war die Lebensdauer dennoch sehr begrenzt. Zudem benötigte man Unmengen von schlanken und möglichst geraden Baumstämmen und musste bereits nach drei – vier Jahren ständig dafür Sorge tragen, dass abfauende Palisaden rechtzeitig ersetzt wurden. Auf Grund der schlechten Erfahrungen versuchte man dann wieder verstärkt, die „*Verhaue*“ in Kombination mit tiefen und breiten Gräben zu favorisieren.

Als weiterer Schutz und gleichzeitig als Unterkunft diente im Innern der Schanze eine im Zentrum errichtete einfache, oft quadratische Blockhütte: das Wachhaus. Im Innern stand ein Herd, der einerseits zum Kochen, andererseits in der kälteren Jahreszeit als Wärmequelle diente.

Die Größe eines Wachhauses richtete sich nach der Größe der Schanze und deren Wachmannschaft: Mit einem Grundriss von anfänglich 20 x 20 m bei größeren und ca. 6 - 8 Metern Seitenlänge bei kleineren Schanzen sowie einer durchschnittlichen Höhe von rund 2,20 Metern. Zum Bau wurde vor allem das schwere Eichenholz bevorzugt. Anfänglich ebenerdig aufgesetzt, wurde das ganze Wachhaus mit zunehmender Feuerkraft der Geschütze mehr und mehr in den Boden eingelassen – bis zu 1,50 Meter. Dabei wandelte sich auch das anfängliche stark feuer- und blitzschlaggefährdete Schindeldach in ein Flachdach, das zunehmend stärker mit Erde bedeckt wurde. So dass am Ende dieser Entwicklung eine durchschnittlich ein Meter starke Erdabdeckung als „*grünes Dach*“ zusätzlichen Schutz gegen einschlagende Kugeln und leichte Entflammbarkeit gewährleisten sollte.

Um hier über eine aussagekräftige Basis authentischer Darstellungen zu verfügen, haben wir in den letzten fünf Jahren – neben einer aktuell 380 Einzeltitel umfassenden Fortifikations-Fachbibliothek – auch eine Sammlung originaler Kupferstiche von Matthäus Merian dem Älteren (1593 - 1650), Johann Georg Bodenehr (1691 - 1730), Nicolas de Fer (1646 - 1720) und Johann Baptist Homann (1663 - 1724) aufgebaut. Sie zählt derzeit 400 Einzelblätter und ist für uns – neben Vorort-Studien im Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Landesarchiv Tirol sowie dem Staats- und Kriegsarchiv in Wien – eine wichtige Informationsbasis geworden, da die Werke der vier Kupferstecher exakt den für uns wichtigen Zeitraum von 1618 - 1714 abdecken.

Die historischen Vorbilder zeigen bei kleineren Erdwerken das um ca. ein Meter tiefer in den Boden eingesenkte Wachhaus in der Mitte der Schanze. Darstellungen von größeren Schanzen gehen leider oft nicht auf solche Details ein, da auch die Künstler jener Zeit sich vorwiegend mit den großen, gemauerten Festungen und weniger mit den Erdwerken beschäftigten. Und wenn, dann oft aus einer Vogelperspektive

bzw. in einer extrem kleinen maßstäblichen Darstellung, die keine Auswertung mehr zulässt.

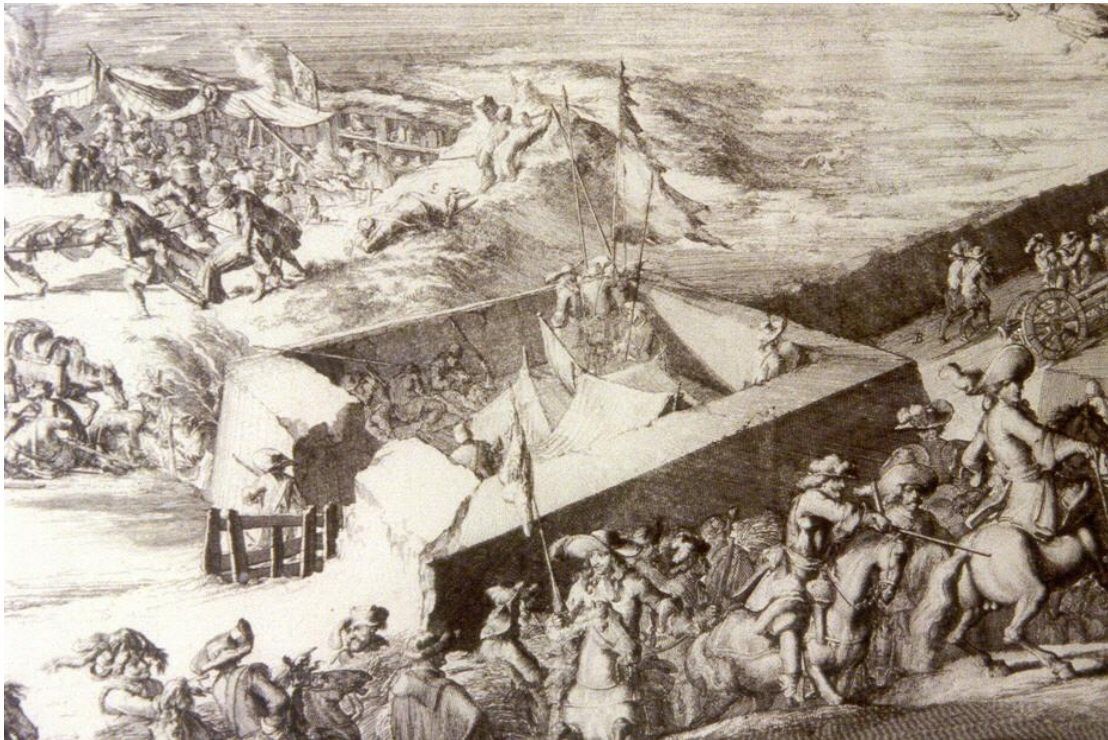


Abb. 7: Der zeitgenössische Kupferstich zeigt ein bei der Belagerung von Philippsburg errichtetes Erdwerk, eine viereckige Schanze. Rechts davon schließt sich eine Kommunikationslinie in Form eines Laufgrabens an. Im Hintergrund liegen in den Wall eingebaute Unterstände.

Das weitgehende Fehlen historischer Schanzendarstellungen liegt sicher auch daran, dass die „*einfachen Erdwerke*“ im Rahmen der Feldzüge mehrheitlich nur kurzfristig aufgeworfen, besetzt und danach wieder verlassen wurden. Zumal vor allem die „*Verhacke*“ und „*Verhaue*“, aber auch die Palisaden, einem sehr schnellen natürlichen Abbau und damit verbundenen Verfall unterlagen.

So waren Teilstücke der 1697 neuerstellten „*Schwarzwaldlinien*“ bis zum Sommer 1699 bereits schon wieder „*vermodert und in Verfall geraten*“<sup>57)</sup>, wie der Bericht von Generalwachtmeister von Bürkli in einem Brief an Markgraf Magnus von Baden-Durlach anschaulich schildert. Des Weiteren wird berichtet, dass bereits 1689 die Palisaden bei Heilbronn anfangen „*von selbst umzufallen*“.<sup>58)</sup>

Da die Schanzen oft auf privaten und landwirtschaftlich genutztem Gelände angelegt wurden, hatten – wie eine Quelle von 1697 belegt – die Besitzer nach dem Friedensschluss in Selbsthilfe umgehend bereits schon „*Hand an solche gelegt*“<sup>59)</sup> – und sie in einer „*zivilen Schleifaktion*“ wieder dem Erdboden gleichgemacht. Zudem wurde in Friedenszeiten – nicht nur in unserem Raum – das in Siedlungsnähe liegende Erdmaterial der Wälle von der einheimischen Bevölkerung oft wieder „*zurückgewonnen*“ und die beim Wall oder Schanzen aufgeworfene Erde samt den Bruchsteinen gerne beim Haus- und Straßenbau „*nachhaltig recycelt*“: Die Archäologen sprechen hier vom „*Steinraub*“. Nicht selten verlor sich dadurch aber auch die Erinnerung an die eigentliche Wehranlage.

Daher trifft man auffallend oft und gerade an ehemaligen Schanzenstandorten oder Wallstaffeln die lokale Bezeichnung als „*Steinbruch*“, „*Sandgrube*“ oder „*Sandwürfe*“. Und diese wurden oft auch so in die amtlichen Kartenwerke aufgenommen. Doch sie haben nichts mit der ursprünglichen Bedeutung als „*natürliche*“ Werkstoff-Lieferanten zu tun, sondern sind in Wirklichkeit abgebaute historische Bodendenkmäler.

Schanzen- und Wallanlagen bzw. deren Reste waren – dies zeigt sich im gesamten Untersuchungsgebiet – auch bevorzugte Landmarken für Mark- und Grenzsteine: Dies liegt einerseits in der Tatsache begründet, dass solche Anlagen oft entlang historischer Grenzlinien errichtet wurden, andererseits aber auch dadurch, dass Schanzen, Wälle und Gräben schwer verrückbare Messpunkte lieferten.

Eine nachträgliche Umwidmung erfuhren auch die vorhandenen Gräben: Sie dienten oft der Holzabfuhr als „*Schleifwege*“ oder wurden – und werden es bis zum heutigen Tag – als günstige Fahr- und Transportwege benutzt. Dadurch entstand über die Jahrhunderte die nicht zutreffende Einschätzung, dass es sich bei den Wallgräben stets nur um „*Hohlwege*“ handelt.

Auch folgen viele neuzeitliche Forststraßen diesen Linien und sitzen nicht selten sogar direkt in den Wallgräben. Echte „*Schleif-*“ und „*Hohlwege*“ zeigen – bedingt durch topographische, geologische und hydrologische Konditionen – ein im Querschnitt erkennbar anderes Profil als das der Wallgräben, deren wulstige „*Wallkronen*“ verfestigt wurden. Und dadurch über Jahrhunderte hinweg bis zum heutigen Tag ihre nahezu erosionsfreie Oberfläche und erstaunliche Standfestigkeit erhalten konnten. Ebenso fehlen die typischen, sich talwärts ablagernden Schwemm- und Sedimentationsfächer sowie die charakteristischen Erosionsrinnen.

Dagegen haben sich die Spuren der Fundamentstrukturen von Wachhäusern nur sehr selten erhalten, in unserem ganzen Untersuchungsgebiet ein einziges Mal. Auch hier wurden direkt nach den Kriegszeiten die bevorzugt verwendeten Eichenbalken sehr schnell wieder abgebaut, um im zivilen Hausbau eine willkommene Verwendung zu finden. Die in der Mitte des Schanzeninnenraumes frei stehenden Wachhäuser waren dann die ideale Lösung, wenn es darum ging, bis zu 20 Personen Unterkunft und Schutz zu geben. Musste aber bei größeren Schanzen entsprechend eine größere Zahl von Verteidigern untergebracht werden, so bot sich – was auch historische Stiche zeigen – neben der Aufstellung von Lager-Zelten im Innenraum auch der Einbau von Unterständen in die Wallmauern an. Dies war jedoch nur dann möglich, wenn das Wallvolumen groß genug und die Stabilität, also auch die geologischen Voraussetzungen dafür günstig waren, d.h., dass optimales Bodenmaterial mit dadurch hoher Standfestigkeit zur Verfügung stand.

Mit zunehmender Feuerkraft wurde das Schutzbedürfnis der Verteidiger größer. Die rasante Weiterentwicklung der Geschütze in dieser Zeit verändert mehr und mehr die Anforderungen an den Bau von Schanzen. Dies zeigt sich auch bei Prüfung von historischen Stichen in einem deutlichen Anwachsen der Abdeckungsstärke der Flachdächer von Wachhäusern mit Bodenmaterial, um den zerstörerischen Einschlag feindlicher Kugeln abzufangen.

Da das gesamte Baumaterial aus der unmittelbaren Umgebung der Schanze gewonnen werden musste, setzte dies sehr hohe Anforderungen an das Wissen der

verantwortlichen Fortifikationsoffiziere. Denn sie mussten neben den primären militärisch-strategischen Vorgaben auch noch die topographischen, geologischen, hydrologischen, infrastrukturellen Konditionen sowie auch die Humanressource, also die Anzahl der in der Umgebung zur Verfügung stehenden „*Schanzbauern*“, mit in ihre Entscheidung für einen Schanzenstandort einfließen lassen – eine komplexe Herausforderung und eine beachtliche Leistung!

## **Letzen, Hage und Haue**

Um ein solches Linien-System zu sichern, benötigt es zusätzliche Elemente. Dabei griff man auf bereits bewährte Fortifikations- und Verteidigungsmöglichkeiten zurück, die man bereits aus dem Mittelalter kannte: „*Letzen*“, „*Hage*“ und „*Haue*“.

Die Letzen auch „*Letzi*“, „*Letzimauern*“ oder „*Letzine*“ („*Letzi*“ mhd. Hinderung, Hemmung, Grenzbefestigung, „*lezzen*“, ahd. hemmen, aufhalten, schädigen, „*Letzi*“ oder „*Letze*“ war also der Ort, wo man den Feind aufhält, hemmt, hindert, bekämpft oder der Standort einer „*Landwehr*“, Grenze) sind ursprünglich entweder natürlich entstandene oder künstlich hergestellte Engpässe an Gebirgsübergängen, Grenzpunkten, wichtigen Furten und Wegen, die sich mit wenig Verteidigern optimal sichern ließen.<sup>60)</sup>

Oft wurden sie mit Gräben, Wällen, Palisaden sowie mit natürlichem Buschwerk, den „*Hagen*“, kombiniert. Andere Bezeichnungen für solche militärisch-strategisch wichtigen Punkte sind „*Landwehre*“, „*Landhage*“, „*Landhege*“, „*Gebücke*“, „*Gehäge*“, „*Gehage*“, „*Hage*“ und „*Hagwälder*“.

So wie die bereits 1430 erwähnte „*Rothenburger Landhege*“, eine „*Landwehr*“ mit immerhin beachtlichen 62 Kilometern Länge. Die Wallanlage bestand aus drei Erdwällen und zwei Gräben, die teilweise geflutet werden konnten. Auf der „*Walkrone*“ pflanzte man Espen, Hainbuchen, Hagebutten, Hasel, Weide, Weißdorn und Zwerg-eiche, die man nach dem ersten Austreiben genauso durch Rückschnitt und Flechten pflegte wie beim „*Gebück*“.<sup>62)</sup>

Bereits seit dem 11. Jahrhundert war der Rheingau auf der gesamten Landseite von „*Gebück*“ umgeben. Es bestand aus einem fast 40 Kilometer langen Graben und einem auf dem Grabenaushub angepflanzten Hain in Form eines bis sechs Meter breiten Baumstreifens.

Das Besondere daran: Man hat die austreibenden Seitenäste der bevorzugt angepflanzten Hain-Buchen so miteinander verflochten, dass diese im Laufe der Jahre völlig zusammenwuchsen.

Ein besonderes „*Haingericht*“ wachte über Erhaltung des „*Gebücks*“, und es war bei Todesstrafe verboten, einen heimlichen Weg durch dieses zu machen. Nachdem es aber Herzog Bernhard von Weimar 1631 durchbrochen und den Rheingau erobert hatte, wurde es ausgerodet.<sup>61)</sup> Anderenorts nannte man solche „*Landwehre*“, die zur Sicherung von Grenz- und Verteidigungslinien dienten, auch „*Hage*“ („*Landhag*“, „*Vorderhag*“, „*Hinterhag*“, „*Innerer Hag*“, „*Innerer Einhag*“, „*Äußerer Hag*“, „*Äußerer Einhag*“, „*Hagwald*“ und „*Haggraben*“).



Es gab viele „Hage“. Ein „Hag“ bestand in dem uns benachbarten „Hauensteiner Land“, noch weiter östlich stand ein großer „Landhag“ zwischen Radolfzell und Markelfingen. Ein weiterer – diesmal nördlich von uns angelegter „Landhag“ und „Landgraben“ lag zwischen der Landvogtei Ortenau und der Markgrafschaft Baden und im Hinteren Wiesental kennt man den „Hinterhag“ – um nur einige zu nennen.

Auch bei uns wurden die „Hage“ wie das „Gebück“ angelegt. Vor oder hinter dem ausgehobenen Graben – der teilweise auch geflutet werden konnte – wurde der Wall mit einer breiten „Wallkrone“ aufgesetzt. Darauf pflanzte man im Abstand von ca. 1,20 bis 1,50 Metern bevorzugt junge „Hagbuchen“ nebeneinander. Hinter dieser ersten Pflanzlinie folgte im Abstand von ca. 1,20 Metern – jeweils mittig versetzt zur vorderen Linie – eine weitere Hag- und Heckenlinie. So wurden 4 - 6 Reihen hintereinander angepflanzt.

Trieben nun die Jungpflanzen aus, wurden mit Ausnahme der Seitentriebe, die in direkter Richtung der linken und rechten Nachbarpflanzen wuchsen, alle anderen zurück geschnitten. Lediglich in der ersten und in der letzten Pflanzreihe ließ man die nach vorn bzw. nach hinten wachsenden Triebe stehen. Waren die Seitentriebe lang genug, wurden sie miteinander verflochten und wuchsen so im Laufe der Jahre zusammen.

So entstand mit der Zeit ein kaum zu überwindendes natürliches Hindernis in Form eines „lebenden Zaunes“. Wobei man in bestimmten Abständen sehr schmale Durchgänge freihielt, die wiederum leicht zu verteidigen waren. In Friedenszeiten offen, wurden sie im Bedrohungsfall mit einem hölzernen Gittertor, dem „Gatter“ (oder der „Barriere“) geschlossen. Solche „Gatter“ standen in Gersbach, Kürnberg und Hasel, wo sich der Name auch noch in Weg- und Flurnamen erhalten hat, ebenso bei Fetzenbach. Dort sogar samt der sich seitwärts anschließenden Zick-Zack-Mauer, die man anstelle eines „Hages“ errichtete.

Die Durchgänge bei den „Hagen“, insbesondere bei Grenzübergängen, nannte man *Grendel*, „Grindel“ (Mhz. „Grindeln“) oder auch „Serren“. <sup>63)</sup> Der Name leitet sich vom althochdeutschen „krintil“ ab und bedeutet Schlagbaum, Barre oder Sperrbalken. Der „Grendel“ südlich von Zell war ein solch speziell gesicherter Grenzpunkt zwischen dem evangelisch-badisch-durlachischen Landesteil und dem katholisch-habsburgisch-vorderösterreichischen Reichsterritorium, ebenso wie auch der Grenzpunkt auf dem „Mettlenkopf“.

Eine solche „Passage“ (Durchgang) konnte zusätzlich mit sog. „Spanischen Reitern“ gesichert werden. Auch „Friesische Reiter“ <sup>64)</sup> genannt, waren es etwa vier Meter lange und rund 25 Zentimeter starke Holzbalken, durch welche man, kreuzweise durchbohrt, an beiden Seiten angespitzte oder aber auch mit Eisenspitzen versehene bis 2 Meter lange und ca. 8 - 10 cm starke Holzstöcke stecken konnte. Mit rund zwei Metern Höhe und über zwei Metern Tiefe war das Annäherungshindernis auch mit Pferden nicht leicht zu überspringen.

Die „Spanischen Reiter“ waren noch Überbleibsel einer Verteidigungs- und Schutztechnik aus der Zeit der mittelalterlichen Wagenburgen. Sie eigneten sich jedoch nur für die zusätzliche Sicherung von schmalen Wegen, „Grendel“, sowie für schmale Zugänge in die Wallgräben oder zu den Schanzen.

Neben der „Letze“ als eng begrenzter Verteidigungspunkt innerhalb einer „Landwehr“ oder zur Sicherung einer Grenzlinie entwickelte sich mit der Zeit auch das großflächige „Letzen“, also das Errichten von Weg- und Annäherungshindernissen durch das großflächige Umlegen von Bäumen. Nicht nur im Mittelalter, sondern bis spät ins 18. Jahrhundert galt dies als optimales defensives Verteidigungssystem.

1672 und erneut 1673 erfolgten französische Angriffe auf Schönau, das dabei fast völlig niedergebrannt wird. Offensichtlich stießen die Soldaten auf ihrem geplanten Weiterzug wohl auf „Letzen“: „Doch gingen sie wieder zurück, weil die Schwarzwälder sich zur Wehr setzten und viele ihrer Feinde in den Engpässen erschlugen“.<sup>65)</sup>

Die hier beschriebenen „Engpässe“ lassen die Vermutung zu, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den bereits legendären Engpass bei Schönenbuchen handelte, der schon 1444 Schauplatz eines Abwehrkampfes war. Der Flurname „Letzberg“ in unmittelbarer Nachbarschaft verstärkt<sup>62)</sup> diese Annahme. Daneben kommt etwas südlich von Schönau auch der Engpass bei Wembach in Frage.

Beim „Baumletzen“ wurden die ausgewählten Stämme nicht vollends gefällt, sondern in 1 - 1,20 Meter Höhe so angeschlagen, dass die Baumkrone in die gewünschte, also feindliche Angriffsrichtung fiel, der obere Teil des Stammes jedoch nur umgeknickt war, also noch relativ fest mit dem unteren Reststamm verbunden blieb. Gleichzeitig konnte so der Saftstrom noch die oberen Äste und Blätter erreichen, so dass diese länger grün blieben und mit ihrer ausladenden Baumkrone ein massives Hindernis bildeten.

Zusätzlich wurden die längsten Äste mit benachbarten „geletzten“ Bäumen entweder verflochten oder mittels Seilen miteinander verknüpft und durch das Geäst der Bäume weitere Pflöcke getrieben, um diese nochmals zu fixieren. So entstand ein kaum zu überwindendes und nur schwer zu beseitigendes Weghindernis.

Diese rein defensive Verteidigung impliziert einen taktisch sehr wirkungsvollen Stufenplan: Überwinden die Angreifer die Baumletze – wofür sie viel Zeit zum Wegräumen brauchen – können die Verteidiger diese Zeit nutzen, um ihr Abwehrpotential durch das Zusammenziehen von zusätzlichen Verteidigern deutlich zu verstärken.

Sollte dennoch der feindliche Angriff auf die Letze gewagt werden, erwartet sie dort mit Sicherheit eine massive Gegenwehr, die auf Grund der optimalen Deckung für den Angreifer das Risiko hoher Verluste bedeutet.

Wie effektiv das „Baumletzen“ als defensives Fortifikationselement war, zeigt sich auch heute noch im Wald: Neben dem natürlichen „Letzen“ durch Wind- und Schneebbruch – bei uns sind die „verletzten“ und „verhackten“ Wälderreste nach dem Orkan „Lothar“ noch in bester Erinnerung – zeigen aber auch schon relativ kleine Forstarbeiten, wie schnell nahezu unüberwindliche Stamm- und Asthindernisse entstehen.

Sich vorzustellen, mit einer relativ großen Anzahl von Reiter- und Fußtruppen inklusive etlicher Geschütze und dem gesamten Tross ein großflächig massiv „geletztes“ Waldstück zu überwinden, macht deutlich, wie effektiv hier die zeitlich genau geplanten Truppenbewegungen oder Angriffspläne vereitelt wurden.



Abb. 8: Die Schanze auf der „Hebelhöhe“ nördlich von Raitbach

Die Anordnung der Schanzen im Gersbacher Raum sowie deren erhaltene Kommunikationslinien belegen, dass die zwischen den Schanzen ausgewiesenen „Letzwälder“ oder „Hau“ sich topographisch wie strategisch exakt in die Linie einfügten und das gesamte Defensivsystem optimierten.

Noch heute erinnern die „Hau“-Flurnamen bei Hausen, Neuenweg (Abb. 4) und Gersbach an diese historische Funktion, aber auch die sprachliche Verkleinerungsform wie das „Häule“ (Scheinberg bei Maulburg) sind erkennbare Hinweise.

### **Vom verachteten „Schanzbauern“ zum gefürchteten „Schnapphahn“**

Errichtet wurden die Schanzen und Wälle der „Vorderen Linie“ im Zeitraum von 1701 - 1703 von den Angehörigen der „Landessausschüsse“ bzw. „Landfahnen“ und von „Schanzbauern“ in Hand- und Fuhrfron. Sie wurden dabei von Offizieren angeleitet und während der Arbeit von Soldaten überwacht und ggfs. „angetrieben“. Es kamen aber bereits zu diesem Zeitpunkt reguläre Soldaten zum Schanzeinsatz. Die Aufsicht führte ein mit der Fortifikationskunst vertrauter Offizier. Er hatte die Befestigungskunst studiert und beherrschte Geometrie und Mathematik – beides Pflichtfächer in der damaligen Offiziersausbildung. In kleinen Nachschlagebüchern in Taschenformat führte jeder Offizier genaue Formelsammlungen, Berechnungstabellen und Winkelmaße stets mit sich.

Der Bauplatz einer Schanze war mit dem einer heutigen Großbaustelle vergleichbar: Da die „Schanzbauern“ rein manuell arbeiteten und lediglich mit Holzspaten, Eisen-

pickel, Weidekorb und Holzschubkarren ausgestattet waren, benötigte man eine sehr große Anzahl von „Schanzern“ oder „Schaufelbauern“, wie man sie auch nannte. So erfolgte 1693 z. B. die Anschaffung von 7 000 Stück Schanzwerkzeugen und 172 vierspännigen Fuhrwerken.<sup>66)</sup>

Die „Fro(h)nbauern“ erhielten – wenn überhaupt – eine sehr geringe Entlohnung und auch ihre Verpflegung war miserabel. Denn die Versorgung größerer Kontingente von „Schanzern“ mit ausreichend Werkzeugen und Nahrungsmitteln war keine einfache Angelegenheit – lagen die Schanzenstandorte gerade im Schwarzwald unter Berücksichtigung der damaligen Verkehrsverhältnisse oft fernab der kleinen Dörfer und waren nur über schmale Pfade erreichbar.

Markgraf Ludwig Wilhelm wies 1695 auf den schlechten Zustand der Schanzen auf dem Schwarzwald hin und mahnte dringend notwendige Reparaturen an. Mit Hochdruck ließ er in drei Schichten Tag und Nacht an der Instandsetzung der Linien arbeiten.<sup>67)</sup>

Beim Schanzenbau wurden neben den „Frohnern“ oder „Fröhnern“ viele Handwerker eingesetzt. Sie erhielten – im Gegensatz zu den Bauern – eine wesentlich bessere Entlohnung für ihre Tätigkeit. Dies galt auch für die Fuhrleute, soweit sie nicht auch zur Hand- und Fuhrfron verpflichtet waren. Nur für diese freiwilligen Handwerker und Fuhrleute war die Errichtung von Schanzen ein wichtiges und lohnendes Geschäft.

Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts waren die „Schanzbauern“ militärisch in so genannte „Schanzfähnlein“ organisiert, erhielten einen eigenen „Bauernhauptmann“ und einen Fähnrich. Sie zählten aber nie zum Kriegsvolk, deshalb waren sie den Landsknechten auch nicht gleichgestellt. Die Pionierdienste der „Schaufelbauern“ beim Schanzen, Wege- und Brückenbau wurden von den Landsknechten als sehr gering geschätzt, denn diese verweigerten sich jeder Form der als niedere und unwürdig angesehenen Schanzarbeit. Zog man in die Schlacht, kamen die „Schanzbauern“ auch als Handlanger bei den Feldgeschützen zum Einsatz.

Im späten 17. Jahrhundert änderte sich die Situation jedoch grundlegend. Bereits ab 1695 wurden verstärkt auch Soldaten zum Schanzen herangezogen, nicht nur, da die Bauern zahlenmäßig nicht mehr ausreichten, um die umfangreichen Erdwerke in der gewünschten Zeit – in Einzelfällen sogar oft über Nacht – zu errichten. Sondern auch deshalb, da die zivilen Schanzarbeiter, in der Mehrzahl aufgebotene Bauern, immer mehr dazu neigten, sich bei der erstbesten Gelegenheit durch Flucht zu entziehen oder erst gar nicht zum Schanzen anzutreten. So trafen 1703 zum Schanzenbau an den Stollhofener Linien von den angeforderten 1100 „Schanzern“ tatsächlich nur 80 ein.<sup>68)</sup>

Hinzu kam, dass auch von den Reichskreisen selbst ständig Kritik an den „Landessausschüssen“ kam, die „keine verlässliche Hilfe“ darstellten. So herrschte 1697 die Meinung vor, „ein Soldat leiste so viel wie zwei Bauern zusammen“.<sup>69)</sup> Manchmal schickten die umliegenden Herrschaften kaum oder gar keine Arbeitskräfte, so dass die Soldaten alleine beim Schanzen waren. Gab es zudem finanzielle Engpässe, ruhte auch die Arbeit der Handwerker.<sup>70)</sup> Deshalb wurde das Schanzen immer mehr auch von den Soldaten (die dadurch einen willkommenen Zuwachs für ihren Sold erhielten) durchgeführt. Dennoch erledigten den Großteil der Arbeit immer noch aus der Zivilbevölkerung zwangsrekrutierte Bauern. Denn um größere Erdbewegungen



durchzuführen, mussten oft hunderte, in einzelnen Fälle sogar tausende „Frohnder“ der näheren und weiteren Umgebung zusammengezogen werden – in vielfacher Hinsicht eine logistische Meisterleistung.

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelten sich aber auch auf der Basis veränderter Taktik, Strategie und Waffenentwicklung mehr und mehr militärische Spezialeinheiten, welche die „Schanzbauern“ ablösten. Jetzt übernahmen professionelle „Mineure“, „Sappeure“, „Pioniere“ und „Ingenieure“ in speziellen „Corps“ diese Arbeit. Dennoch blieb bis in die jüngere Geschichte das Schanzen großer Festungsanlagen und „Linien“ – so wie auch beim „Westwall“ auf deutscher oder der „Maginot-Linie“ auf französischer Seite – primär die Arbeit der zivilen Bevölkerung. Auch in unserem Raum können sich Zeitzeugen noch gut daran erinnern, im Dritten Reich wieder „zum Schanzen“, diesmal an den „Westwall“, verpflichtet worden zu sein.

Auch die historischen Schwarzwälder „Schanzbauern“ mussten immer gerade dann zum Schanzen, wenn sie eigentlich ihre Feldarbeit verrichten sollten. Denn damals diktierte die Natur den Feldherrn das Zeitfenster für ihre Feldzüge: Um die unzähligen Pferde und Ochsen, die als Reit-, Transport- und Zugtiere für den Transport der Truppen und der Geschütze unbedingt notwendig waren, zu ernähren, war es von größter Wichtigkeit, dass auf Wiesen und Matten bereits Gras wuchs. Pferde waren der „Motor“ einer Armee und dafür benötigte man sie in Massen. Nur ein Beispiel: Um endlich eine Entscheidungsschlacht am Oberrhein herbeizuführen, zogen die Franzosen 1693 allein im Elsass über 13 000 Bauernfuhrwerke mit jeweils vier bis sechs Pferden als Vorspann<sup>71)</sup> zusammen, was allein – ohne die sie begleitenden militärischen Reitertruppen – den Einsatz von über 70 000 Pferden voraussetzte – von der dafür benötigten Futtermenge ganz zu schweigen.

Auch in der kaiserlichen Armee kam es immer wieder zu ernsthaften Versorgungsengpässen und damit zu unmittelbaren Auswirkungen der Kriegsführung. So fehlten 1697 wegen massiver Planungsfehler die notwendigen Transportwagen für das Rauhfutter der Pferde und damit wurde ein geplanter Angriff unmöglich gemacht. Auch 1703 war wieder einmal kein Pferdefutter mehr vorhanden und so konnte man bis zum Frühling keine Kavallerie einsetzen.<sup>72)</sup> Mangelsituationen gab es aber auch dann, wenn man sich länger als geplant an einem Ort aufhielt und die Pferde die Grasflächen kahl gefressen hatten. Kampfkraft und Beweglichkeit litten so nachhaltig unter einem ineffektiven Versorgungssystem sowie unter ständigem Nahrungsmittelmangel<sup>73)</sup> – für Tier und Mensch: Was eben auch für die kaiserlichen Soldaten selbst galt. So blieben diese 1708 monatelang ohne Sold und Versorgung.<sup>74)</sup> Ein Problem, das keineswegs neu war: Im Jahre 1689 schrieb Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden: *„Ich bin so übel beschaffener Verpflegs-Disposition gezwungen, offensive et quasi desparate den Krieg zu führen, um die Armee nach dieser erhaltenen Victori nit Hunger sterben zu lassen.“*<sup>75)</sup>

Fünf Jahre zuvor berichtete schon Ferdinand von Sturm: *„ ... mir das unaussprechliche Elend und Brotsnotdurft der Armee bekannt war, und mit eigenen Augen gesehen habe, dass aus Hungersnoth bei die 3 000 Menschen auf dem Marsch crepiert sind; die gemeinen Musketiere wie Raben auf Aas und längst todt geweste Pferde fielen, die Wurzeln aus der Erd und von den Bäumen essen. Ja dass etliche Musketiere einen verstorbenen Dragoner gefressen haben.“*<sup>76)</sup>

Und bereits 1664 berichtete Montecuccoli an den Kaiser Leopold I.: „Das Land sei derart ausgesogen, dass auch nicht ein Graserl zu finden, und der Feind auch benöthigt ist, auf 5 bis 6 Meilen aus dem Lager zu fouragieren und selbst das Laube von den Bäumen zu nehmen.“ Und noch im selben Monat schreibt er nach dem Marsche von Mura-Szombat nach St. Gotthard, während welchem bei 1000 Mann in Folge Mangels zu grunde gingen, an den Kaiser: „Ich hoffe, dass es nun endlich doch zu einer Hauptschlacht kommen werde, gestalten wir continuiertlich mit des Feindes Armee in den Wachten und Scharmutzieren gegen einander stehen, als dass der Soldat ganz keine Ruhe und die geringste Zeit, was zu dreschen, zu mahlen, noch zu backen haben kann.“<sup>77)</sup>

So wird klar, warum „der Krieg seinen Mann ernähren musste“, denn auf Grund der geschilderten Logistik- und Finanzierungsprobleme einer permanenten Unterversorgung der Truppen war es eben durchaus üblich, ja für die Soldaten existenziell überlebenswichtig, dass sie sich ihre Nahrungsmittel selbst aus dem Um- und Hinterland besorgen und – um nicht real verhungern zu müssen – sich so selbst verpflegen mussten. Zu oft erhielten sie keinen Sold und was noch schlimmer war, eben auch keine oder nur unzureichende Kost – dadurch war Hungertyphus als Folge der Mangelernährung gerade bei den Kaiserlichen Truppen keine seltene Seuche.

Daher entwickelte sich ein eigenes System des „Fouragierens“. Soldaten mit ausgeprägter Rücksichtslosigkeit wurden bevorzugt ausgesandt, um – egal wie – Vieh, Getreide und Nahrungsmittel auf- und einzutreiben. Diese meist in kleineren Abteilungen operierenden „Fouragiere“ wurden zum Schrecken der Bauern wie der Bürger. Inwiefern ihre brutale und oft grausame Art des Requirierens auch mit ihrem persönlichen Zorn über die eigene Lage und die Nichtversorgung in der Truppe zusammenhing, indem sie ihre Wut – die sie ja nicht gegen ihre Offiziere richten durften – so an Zivilpersonen ausließen, ist nicht mehr zu klären.

So bedeutete die unfreiwillige Abgabe von Nahrungsmitteln an die Soldaten – egal ob Freund oder Feind – für alle Bewohner eines Hofes, aber auch für Haushalte der städtischen Bürger, zwangsläufig das eigene Darben. Vor allem auch dann, wenn das letzte Saatgetreide – einziger Garant für eine nächste Ernte – oder die letzte Kuh aus dem Stall konfisziert wurde, war klar, dass der Hunger auch im kommenden Jahr kein Ende nehmen wird. Wieder bewahrheitete sich die alte Erkenntnis: „*Quidquid delirant reges plectuntur Archivi* – „Wenn die Könige streiten, müssen die Bauern Haare lassen“.<sup>78)</sup>

Entsprechend den Vegetationszyklen war die „Zeit des Grases“ für die Pferde und damit auch für neue Feldzüge somit aber auch für die Bauern die wichtigste Zeit – sei es für die Feldbestellung oder für die Ernte. Es bedurfte also gar keiner unmittelbaren kriegerischen Bedrohung von Haus und Hof, allein schon eine längere Zwangsabordnung zum Schanzen führte so zu einer existenziellen Gefährdung der bäuerlichen Ernährungs- und damit Überlebensgrundlage.

Nur wenige Bauern konnten sich „loskaufen“, indem sie einen von ihnen bezahlten Stellvertreter schickten. Auch die Ablösung von der Fronarbeit durch nachfolgende „Fröhner“ klappte oft nicht, da diese ihren Dienst gar nicht erst antraten<sup>79)</sup> und man dann die länger behielt, deren man schon habhaft war.



Abb. 9: Die neu errichtete Sechseck-Schanze auf dem „Scherentann“ östlich von Gersbach. Nur ein Steinwurf vom Standort einer historischen Redoute errichtet, beeindruckt die Polygonalschanze mit ihren beachtlichen Ausmaßen. Sie basiert auf den Forschungsergebnissen aller untersuchten Schanzanlagen im Gersbacher Raum und ist bislang landes- und bundesweit einzigartig. Sie wurde mit Mitteln des Leader-Plus-Programms des Landes Baden-Württemberg und der EU realisiert.

So konnte der Schanzdienst mehrere Wochen dauern. Im Dorf wurde derzeit versucht, zumindest die Feldarbeit derjenigen, die zum Schanzen waren, gemeinsam für diese zu erledigen.<sup>80)</sup> Waren aber viele abgeordnet, fehlte eben jede Hand, ganz abgesehen von der Erfahrung im Umgang mit Gespann, Vieh, Pflug und Wagen.

In Gegenden des Schwarzwaldes, wo nicht Dörfer, sondern Einzelgehöfte dominierten, war es ein kaum zu bewältigendes Problem. Das Desertieren beim Schanzen war daher an der Tagesordnung: Nicht nur auf Grund einer unzureichenden Verpflegung sowie unzumutbarer Arbeitsbedingungen, sondern vielmehr wegen der oft wochenlangen Abwesenheit – weitab vom Hof und der Familie. Drastische Strafsanktionen, oft über das ganze Dorf eines Deserteurs verhängt, sollten abschrecken – aber sie schürten den Hass auf das Schanzen nur noch stärker. Hinzu kamen neben dieser Zwangsabordnung oft auch Zwangseinquartierungen und sogar die Wundversorgung von verletzten Soldaten, die bei den Bauern zurückgelassen wurden, während die Truppe weiterzog – verbunden mit dem bedrohlichen Versprechen, den verletzten Kameraden ja wieder gesund auf dem Rückmarsch anzutreffen.

Aber auch brutale Überfälle von Marodeuren und einer den Offizieren nicht mehr gehorchenden Soldateska bildeten eine beständige lebensgefährliche Bedrohung des bäuerlichen Alltags<sup>81)</sup>. Eberlin schreibt dazu: *„Je nach wechselndem Kriegsglück durchziehen von jetzt ab bald kaiserliche, bald schwedische Truppen sengend und brennend, plündernd und brandschatzend unser Thal ... Mit unerbitterlicher Härte werden von den kaiserlichen, spanischen und lothringischen Truppen die Contributionen eingetrieben. Auch der leiseste Versuch einer Auflehnung gegen Plünderung und Brandschatzung wird blutig geahndet.“*<sup>82)</sup>

Vor allem die furchtbaren Erfahrungen und schrecklichen Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg hatten sich im Gedächtnis der Bauern für immer eingebrannt. So führte 1638 in unserer Region die Schlacht bei Rheinfeldern<sup>83)</sup> (10 000 Mann, 1000 Tote, 3000 Gefangene) zu unerfüllbar hohen Kontributionen, die jedoch rücksichtslos aus allen umliegenden Dörfern des Dinkelberges und des Wiesentals brutal abgepresst wurden:

Eberlin berichtet aus dem Jahr 1645 von einem „*Streifzug von 300 Kaiserlichen, die von Freiburg nach Schopfheim kamen und in dessen Nähe drei Dörfer nicht contribuieren wollten, ausgeplündert, verbrannt und deren sämtliches Vieh (200 Stück) weggeführt hätten. So geht es fort mit Plündern, Morden, Sengen und Brennen ...*“.<sup>84)</sup> Bis 1648 kam es im Wiesental zu mehrfachen Ein- und Überfällen in wechselnder Besetzung – häufig verbunden mit schrecklichem Kriegsgräuelt. So wurden 1643 in Gschwend vierzehn Kinder, die in eine Mühle geflüchtet waren, von den Soldaten dort eingeschlossen, worauf die Soldateska das Haus in Brand steckte: Sieben Kinder verbrannten im Feuer.<sup>85)</sup>

Für die Bauern war es dabei ganz gleich, welcher Kriegspartei diejenigen angehörten, die ihnen so etwas antaten, es war eins, wer ihnen die Vorräte abpresste, ihr Vieh wegführte, ihr letztes Schwein zur Kriegsbeute erklärte oder den Nachbarn, der wirklich nichts mehr zu geben hatte, erschossen oder einem anderen den berüchtigten „*Schwedentrunk*“ einflößten. Für sie machte es keinen Unterschied, ob sie durch reguläre kaiserliche oder französische Soldaten oder von Marodeuren malträtirt, gepeinigt, gedemütigt, geschlagen oder vergewaltigt wurden – der Hass auf jede Form soldatischer Erscheinung wuchs ins Unermessliche und bald war „*jeder Soldat des Bauern schlimmster Feind*“. Oft genügte dann ein einziger Übergriff – wie der Abtransport der letzten Körner von der Getreidesaat für das nächste Frühjahr oder das mutwillige Abbrennen des Wohnhauses im Winter – um zu dem Tropfen zu werden, der das Fass zum Überlaufen brachte. Und so fingen die Bauern an, sich zunächst gegen Marodeure zu wehren: Es kam immer häufiger zu tödlichen Übergriffen, vor allem dann, wenn kleinere Gruppen einer marodierenden Soldateska auf Beutezug waren.<sup>86)</sup> Waren es anfänglich nur Marodeure, traf es später auch reguläre Soldaten.

Taktisch klug in Form einzelner, aber sehr schmerzhafter „*Nadelstiche*“, rotteten sich – zuerst spontan, dann aber auch organisiert – die Bauern zusammen, die nicht mehr bereit waren, die Plünderungen, Brandschatzungen und Kontributionen ihrer Dörfer und Höfe widerstandslos hinzunehmen. Ausgehend vom Dreißigjährigen Krieg entwickelte sich diese besondere Form des gewaltsamen zivilen Widerstandes weiter und taucht in allen nachfolgenden Kriegen – bis hinein ins 21. Jahrhundert – immer wieder auf.

Abschätzig als „*Schnapphähne*“ bezeichnet – der Begriff geht ursprünglich auf die Bezeichnung für Raubritter und berittene Wegelagerer im Mittelalter zurück, wurden die „*Schnapphähne*“ aber nicht nur im Spanischen Erbfolgekrieg sehr wohl auch als reguläre Sondereinheiten (vorwiegend Husaren) agierende, kleine berittene Stoßtruppen<sup>87)</sup> eingesetzt – wurden jedoch diese Bauern, vergleichbar mit den späteren Partisanen und Guerillas, schlechthin der Alptraum für alle regulären Truppen und ein angstvoll gefürchteter Gegner. Da sie ihr Land bis in den letzten Wald- und Wiesenwinkel kannten, war es ihnen ein Leichtes, optimale Hinterhalte zu legen, um



dort den Soldaten – gleich welcher Kriegspartei angehörend – aufzulauern. Sie wurden in Überzahl von den Bauern angegriffen und gnadenlos erschlagen. Auch Kneußlin berichtet in seiner Gersbacher Chronik von mehreren tödlichen Zusammenreffen zwischen Marodeuren und Zivilisten, so auf dem „*Scherentann*“ und am „*Rauschbach*“.<sup>88)</sup>

Kneußlin berichtet aber auch von ganz anderen Bedrohungen. So von Scharmützeln „*bei denen mehrere hiesige Bürger von den Hinterhägglern und denen im Zellerthal erschossen worden*“.<sup>88)</sup> Denn Gersbach und Zell waren lebensgefährliches Grenzland zwischen der evangelisch-baden-durlachischen Markgrafschaft und dem katholisch-habsburgisch-vorderösterreichischen Reichsterritorium. Nach der Glaubensspaltung im Innern religiös abgrundtief getrennt, einte nur der von Außen angreifende gemeinsame Feind Frankreich die „*ungläubigen Ketzer*“ mit den „*wahren Gläubigen*“.

Uns trennen somit lediglich dreihundert Jahre von jenen aktuellen schweren Konflikten, die wie im Irak und anderen weltpolitischen Brennpunkten, ihre eigentliche Ursache in den unterschiedlichen Glaubensrichtungen haben, ganz abgesehen von den grundsätzlichen „*Kreuzzügen*“ und den mit „*Feuer und Schwert*“ geführten Auseinandersetzungen zwischen den großen Weltreligionen. Wobei es in Wahrheit nie um den „*rechten Glauben*“, sondern um pures politisches Machtkalkül und territorialen Besitzgewinn ging.

Im Innern religiös zerrissen und von außen tagtäglich in vielfacher Weise bedroht und gefährdet, kam für die Menschen erschwerend noch die Pest, die unter der ausgehungerten Bevölkerung tausendfach ihre Opfer fand. In mehreren Wellen brach sie auch über das Wiesental herein. 1601 erreichte eine erste auch Schopfheim und dauerte hier bis 1611. Eine zweite Pestwelle forderte zwischen 1629 und 1630 über 650 Opfer. Zwischen 1634 und 1637 wütete die Pest auch in Basel, wohin sich viele Wiesentäler angesichts der kriegerischen Auseinandersetzungen geflüchtet hatten: Allein unter diesen Flüchtlingen starben 2 700 Menschen an der Pest – ein unvorstellbarer Aderlass für unsere Region.<sup>89)</sup> Hinzu kam – unabhängig von der jeweiligen Zeit und des jeweiligen Krieges – der indirekte Blutzoll<sup>90)</sup>, durch den Tod von Einheimischen, die im Landsturm<sup>91)</sup> und als Angehörige des Schopfheimer Fähnleins an anderen Kriegsschauplätzen Dienst taten und dabei getötet wurden.

### **Vom wehrlosen „*Schanzbauer*“ zum armierten „*Wehrbauer*“**

Waren feindliche Truppen im Anmarsch, veränderte dies schlagartig auch seine bisherige Funktion: Aus dem unbewaffneten „*Schanzbauern*“ wurde der zwangsrekrutierte „*Wehrbauer*“, der die von ihm errichtete Schanze auch selbst zu verteidigen hatte. Denn es galt: „*Sobald die Sturmglocke geschlagen wird, ein jeder der sich wehren kann, sowohl Meister und Knecht, auch Söhne, bei Strafe, Konfiskation aller Güter und einiger Landesverweisung, mit habendem Gewehr, in dessen Ermangelung mit Hacken, Schaufeln und Gabeln und dergleichen Instrumente an das assigierte Ort oder Sammelplatz laufen solle*“.<sup>92)</sup>

Auf der Grundlage der bereits im Mittelalter erfolgreich praktizierten „*Landfolge*“ wurde 1693 wieder einmal der aus Bauern bestehende „*Landesausschuss*“ als Landmiliz, Landsturm, Landwehr oder Landfahnen aufgebildet, der z. B. namentlich 1697 – immer in Ergänzung der regulären Truppen – welche die Schanzen und Pässe

besetzen sollten.<sup>93)</sup> Auch die Franzosen kannten und nutzten dieses System: 1695 setzten sie etwa 10 000 Bauern zum Schutz und Bewachung ihrer Schanz- und Festungslinie entlang des Rheins ein.<sup>94)</sup>

Auf den Schanzen des Schwarzwaldes stellten sich den Bauern aber die berechnete Frage: Mit was die Schanze verteidigen, mit was dem Feind die Lust am Angriff zu nehmen? Zumal die Bauern grundsätzlich keine Wehr-Waffen tragen durften. Dies war mehrheitlich ein Privileg des Adels bzw. der Soldaten. Nur in Kriegszeiten war es den Bauern kurzfristig erlaubt, sich zu bewaffnen („*Landwehr*“, „*Landfahne*“, „*Landesausschuß*“). Hinzu kam, dass Waffen, insbesondere Gewehre, und eine professionelle Ausrüstung sehr teuer und für die meisten Bauern unerschwinglich waren.

Eine Ausnahme bildete die Berufsgruppe der Jäger, die für eine erfolgreiche Jagd tagtäglich Waffen einsetzen mussten. Da sie deshalb gerade mit Feuerwaffen sehr gut umgehen konnten, waren sie als erfahrene und praktizierende Waffenkundige auch beim Militär begehrte Schützen. Nicht umsonst kennt man in der Militärsprache und den speziellen Truppenteilen bis heute noch die Bezeichnung z. B. Gebirgs- oder Feldjäger. Auch bei den regulären Truppen gehörte das Gewehr keineswegs schon zur Grundausrüstung. Noch 1698 ließ Markgraf Ludwig Wilhelm seine Fußtruppen mit Hellebarden ausstatten, also jenen Spießwaffen, wie sie bereits 1386 von den Eidgenossen in der Schlacht zu Sempach erfolgreich gegen die habsburgischen Ritter eingesetzt wurden.<sup>95)</sup>

Kein Wunder also, dass die im Gebrauch von Kriegswaffen unerfahrenen Bauern angesichts heranrückender Soldaten oft lieber „*Fersengeld*“ gaben und zum Leidwesen der Militärs kampflös das Weite suchten. So war nicht nur beim Schanzen das Desertieren an der Tagesordnung – trotz angedrohter und auch häufig praktizierter schwerer Strafkationen. Das Desertieren von der „*Schanzwache*“ wurde jedoch noch härter bestraft, da es unmittelbar unter das Kriegsrecht fiel.

Einen Sonderstatus in unserer benachbarten Region nahm der „*Hauensteiner Landfahne*“ ein, einer vom Kaiser in Wien – trotz ihrer aktiven Rolle während des Bauernkrieges 1525 – ausdrücklich anerkannte „*Bauernmiliz*“ auf dem Hotzenwald (aber z. B. auch zuständig für den Raum Todtmoos und Schönau), die im habsburgisch-vorderösterreichischen Reichsgebiet besondere Privilegien und eine paramilitärische Ausbildung genoss.

In den Städten wie Schopfheim entwickelte sich schon relativ früh im Rahmen der bewaffneten Bürgerwehr eine erste „*Schützengesellschaft*“ (1556), in der auch das Schießen mehrmals in der Woche geübt wurde.<sup>96)</sup>

Als Bauer jedoch weder im professionellen Gebrauch einer Kriegswaffe geübt noch mit einer echten Feuerwaffe vertraut, setzte dieser notgedrungen einfach seine gewohnten Werkzeuge des Alltags als Waffen ein, denn es hieß, dass er „...mit habendem Gewehr, in dessen Ermangelung mit Hacken, Schaufeln und Gabeln und dergleichen Instrumente an das assignierte Ort oder Sammelplatz laufen solle“.<sup>97)</sup> So wurden aus einfachen Werkzeugen Waffen: Ein schweres Beil, eine handliche Axt, eine auf einem langen Holzstiel „aufgepflanzte“ Sense, einen eisernen Kirschenhaken, um Berittene vom hohen Ross zu holen, ein Hanfseil mit würgender Schlinge, eine leicht fñhrbare Mistgabel mit spitzen Zinken, oder ein – im doppelten Sinne des Wortes – scharfes Schlachtermesser.





Abb. 10 Die Viereckschanze von Schlechtbach im Januar 2003. Es handelt sich dabei um eine sog. „geschlossene“ Schanze, also eine Anlage, die komplett von einem umlaufenden Wall umgeben ist. Ausgehend von einem Angriff aus dem Westen, lag der – damals mit einer einziehbaren Holzbrücke sowie einem Gatter gesicherte – Zugang, der bis 1702 immer auf der Ostseite angebracht wurde. Die Schlechtbacher Redoute zählt zu den am besten erhaltenen Schanzen in unserem Raum.



Abb. 11: Nach noch nicht einmal fünf Jahren hat der Wald im Oktober 2007 die Schanzanlage zurück erobert und lässt die geometrische Grundform nur noch erahnen.

Gerade solche Arten von umfunktionierten Werkzeugen waren bei den Soldaten gefürchtet: Denn sie verursachten schwere und schlecht heilende Fleischwunden und bedeuteten oft einen qualvollen Tod. Denn auch die militärisch-medizinische Versorgung durch die „*Feldscherer*“ war unzureichend: Wenn überhaupt, dann waren sie oftmals nur kurz bei einem „*Scherer*“ (Wundarzt) oder „*Bader*“ (Leiter einer Badestube) in die Lehre gegangen. In der militärischen Rangfolge standen sie noch hinter den Trommlern und Pfeifern.<sup>98)</sup>

Ihre Heilhilfe erschöpfte sich neben dem Aderlass, dem Schröpfen und dem Ausbrennen von Wunden mit einem glühenden Brenneisen, vor allem aber im Amputieren von Gliedmaßen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren sie auch zum Rasieren der Offiziere verpflichtet, um deren Haupt- und Barthaar zu „*scheren*“.<sup>99)</sup> Hinzu kam, dass die Anzahl dieser „*Heilhelfer*“ im Verhältnis zur Gesamttruppe oft sehr niedrig war. Ein typisches Beispiel: Beim Feldzug des Markgrafen Georg Friedrich im Jahre 1625 kamen auf 2 300 Soldaten gerade einmal acht „*Feldscherer*“, das bedeutete, dass ein einziger „*Feldscherer*“ für rund 280 Soldaten verantwortlich war.<sup>98)</sup>

Das direkte Aufeinandertreffen und der Kampf Mann gegen Mann bedeutete natürlich auch für die Bauern das hohe Risiko, dabei selbst verwundet oder getötet zu werden. Deshalb suchten sie nach Verteidigungsmöglichkeiten, bei denen sie bewusst den direkten Kontakt mit den Soldaten vermieden, diese aber doch effektiv bekämpfen konnten. Aus der eigenen bäuerlichen Arbeitswelt von Hof, Wald und Feld entwickelten die Bauern zum Schutz ihres Landes eigene defensive, aber höchst wirkungsvolle Abwehrmaßnahmen.

So führten sie neben dem „*Großen Krieg*“ der regulären Truppen (der durch große Entscheidungsschlachten geprägt wird) und dem durch den Markgrafen Ludwig Wilhelm gerade im Schwarzwald praktizierten „*Kleinen Krieg*“ (der mehr durch kleinere Scharmützel und nicht alles entscheidende Kampfhandlungen bestimmt wird), eine zweite Variante der Kriegsführung des „*Kleinen Krieges*“ ein: Den des zivilen Widerstandes – in der Praxis vergleichbar mit dem sog. „*Volkskrieg*“ der Guerillas und Partisanen.

Zu dessen „*Waffen*“ gehörten vor allem „*Stamm*“- und „*Steinlawinen*“: An besonders exponierten Steilhängen, wurden an – vom Tal aus nicht einsehbaren Stellen – jeweils 5 - 6 Exemplare der ca. 3 - 4 Meter langen, entasteten Einzelstämme aufeinandergelegt. Die Stämme wurden auf schwächeren Rundhölzern in ein leichtes, zum Tal hin ausgerichtetes Ungleichgewicht gebracht und gleichzeitig an zwei Stellen mit Seilen gesichert. Wobei die Seilenden mittig über die Stämme wieder zum Hang zurückgeführt und dort an einem eingeschlagenen Pflock festgebunden wurden. So konnte ein einziger Bauer mit einem gezielten Axthieb diese Stammlawine auslösen.

Durch das Anlegen einer ganzen Reihe von solchen „*Stammlawinen*“ konnte man eine relativ große Zahl von feindlichen Soldaten – ohne einen Schuss abzufeuern – empfindlich treffen. Fallhöhe, Fallgeschwindigkeit und das spezifische Gewicht potenzierten die verheerende Wirkung der herunterstürzenden „*Stammlawine*“. Davon getroffene Fuß- und Reiterkolonnen überlebten dies selten.

Ähnlich war die Arbeits- und Wirkungsweise bei bewusst ausgelösten „*Steinlawinen*“: Entweder man sammelte geeignetes Material und sicherte es durch Netze mit einer



speziellen Seilsicherung, die dann wie bei den „*Stammlawinen*“ ausgelöst wurde. Oder man brachte natürlich instabile Fels- und Geröllhalden gezielt zum Abrutschen.

Oft wurde diese „*Lawinentechnik*“ auch in Kombination von „*Stamm*“- und „*Steinlawinen*“ eingesetzt – eine Guerilla-Technik, die natürlich keinesfalls auf den südlichen Schwarzwald begrenzt war. In allen europäischen Mittel- und Hochgebirgen – vom skandinavischen über den alpinen bis hinein in den mediterranen Raum – kennt man diese spezielle Form der bäuerlichen Defensivtaktik (u. a. in den Tiroler Freiheitskämpfen angewendet), die selbst noch in den jüngeren kriegerischen Auseinandersetzungen Europas zur Anwendung kam.

Vertraut mit dem Flößen und dem Anlegen von Wehren und Wuhren, benutzten die Bauern auch die gewaltige Kraft des Wassers zur Verteidigung. So wurde das Bach- oder Flusswasser bewusst aufgestaut, um im Verteidigungsfall gezielt eine Flutwelle auszulösen. Die Seitenränder der Bachbette und Flüsse waren in Ermangelung vorhandener Wege gerade bei den Soldaten beliebte Durchmarschmöglichkeiten, nichts ahnend von der tödlichen Gefahr, die sie hinter der nächsten Flussbiegung erwartete.

Und eine weitere Chance für die Bauern, die sie zum Schutz von Haus und Hof, Familie und Vieh, nutzten: Die gezielte Überflutung einer Furt genau in dem Moment, wenn die Soldaten die scheinbar seichte Wasserstelle durchwaten. Oder mit dem bewussten Anstauen von Bach- und Flussläufen, um damit bereits im Vorfeld Furte und Talwege zu fluten und damit unpassierbar zu machen.



Abb. 12: Original historische Krähenfüße (Wurfeisen) aus dem südlichen Schwarzwald

Mit umgedrehten Eggen, extra angefertigten „*Nagelbrettern*“ und angehäuftem Dornengestrüpp wurden Pfade unpassierbar gemacht. und dazwischen gestreut, unscheinbar klein, aber extrem gefährlich: Ausgelegte „*Krähenfüße*“. Bei Fußsoldaten und Berittenen gleichermaßen gefürchtet als „*Wölfe*“, „*Wurfeisen*“, „*Dornen*“, „*Stachel*“, „*Igel*“ oder „*Krallen*“ und fester Bestandteil einer wirksamen Verteidigung. Diese Wurfeisen waren aus Eisen handgeschmiedet, durchschnittlich 5 - 10 cm lang

und bestanden aus vier, vom Zentrum ausgehenden Stiftdornen. Sie waren so konstruiert, dass immer ein „Dorn“ oder eine der „Krallen“ nach oben zeigten, während die restlichen „Stacheln“ dem „Igel“ auf jedem Untergrund einen festen Halt gewährleisteten.

Vor allem im Vorfeld von Feldbefestigungen wie Schanzen, aber auch „Letzen“, waren diese Wurfeisen – oft zu Hunderten ausgelegt – eine gefährliche Defensivwaffe, die fürchterliche Fleischwunden bei Mensch und Tier verursachte. Trat ein Pferd auf einen solchen Krähenfuß, drang der Dorn tief in den Huf ein, das Pferd stieg hoch und war nicht mehr zu halten. Sehr oft warf es dabei seinen Reiter ab. Die schwere Rüstung und die Benommenheit vom Sturz hinderten ihn, sich wieder schnell aufzurichten und machten ihn so zu einer leichten und tödlichen Beute für die Bauern.

Gerieten Soldaten zu Fuß in ein solches *„Dornenfeld“*, verursachten die „Wölfe“ lebensgefährliche Verletzungen, die angesichts einer damals kaum behandelbaren Blutvergiftung zunächst ein elendes Siechtum und dann einen qualvollen Tod auslösten.

Historisch verbürgt ist der massive Einsatz von „Wölfen“ in der blutigen Schlacht von Schönenbuchen (1444), wo der Einsatz der „Krähenfüße“ an der dortigen „Letze“ zum Sieg der Schwarzwälder Bauern über eine kampferprobte Reitertruppe der Armagnaken (auch „Armanjaken“, „Armegecken“, „Armeniazi“, „arme Jäcken“, „Walchen“, „Schnacken“) führte.

*„So kamen nach der Schlacht von St. Jakob (1444) eine ganze Bande marodierender französischer Armignaten (entlassene Landsknechte), Schinder im Volksmund genannt, das Rheinthal herauf und versuchten über den Dinkelberg ins Wiesenthal einzubrechen. 600 Mann in Eile aus der Herrschaft Röteln zusammengebracht, zwangen sie jedoch zum schleunigen Rückzug.“*<sup>99)</sup>

Offensichtlich gelang es den Armagnaken, dennoch ins Hintere Wiesental vorzudringen. Sie hatten das Elsass bereits 1439 heimgesucht und verbreiteten dort Angst und Schrecken. Ihr Name wurde zum Synonym für Brandschatzung, Mordlust, Plünderung und Vergewaltigung. In Frankreich nannte man sie nur noch „Ecorcheurs“, also Abdecker, hier nannte man sie „Schinder“ und „arme Gecken“.

Kurz nach Schönau, direkt an der B 317 im Ortsteil Schönenbuchen gelegen, steht die Wallfahrtskapelle *„Unserer lieben Frau von Schönenbuchen“* und *„Zum Hl. Petrus und Paulus“*. Hier kam es 1444 zu einem der blutigsten Aufeinandertreffen im Wiesental.

Der Standort der Kapelle ist mit hoher Wahrscheinlichkeit genau der Punkt, an dem die Bauern ihre Verteidigungsstellung an einer natürlichen „Letze“ einrichteten. Denn hier führen felsige Abhänge direkt an die Wiese und verengten das Tal von beiden Seiten auf eine strategisch optimale Weise: Der heranrückende Feind wurde an dieser Stelle gezwungen, seine Marsch- oder Angriffsformation völlig aufzulösen und konnte von drei Seiten eingeschlossen und angegriffen werden. Dabei standen die Bauern auf den seitlichen Felsflanken über den Reitern und konnten von oben herab aus ihrer optimalen Deckung heraus die „Krähenfüße“ zwischen die Pferde werfen.



Abb. 13: Ausschnitt aus dem Schlachtengemälde in der Kapelle von Schönenbuch: Aus sicherer Deckung werfen die Schwarzwälder Bauern ihre gefährlichen Krähenfüße zwischen die Berittenen.

Die für das ganze Wiesental wichtige Schlacht, insbesondere der mutige Kampf der Schwarzwälder Bauern, hat natürlich auch Eingang in die Sagen- und Legendenwelt des Südschwarzwaldes gefunden. So soll sich das Wasser der Wiese vom Blut der Erschlagenen bis nach Hüningen blutrot gefärbt haben. Das 1711 im Barockstil übermalte Schlachtengemälde beeindruckt nicht nur durch seine ungewöhnlichen Ausmaße von 6,36 x 2,36 Metern, vielmehr ist es eines der ganz seltenen Bilddokumente, auf denen das Ausbringen von Krähenfüßen so lebensecht dargestellt wird.

Wobei es aber auch Stimmen gibt, die in der Darstellung nicht die französischen Armagnaken, sondern eidgenössische Basler Truppen sehen wollen, da nur zwei Jahre später das Wiesental erneut Schauplatz eines kriegerischen Überfalls war: „1446 machten auf Osterdienstag 600 Basler einen Streifzug durch das Wiesental bis nach dem österreichischen Grenzort Zell und führten 30 Gefangene, darunter den Vogt Schühlen von Zell und 600 Stück Vieh aus der dortigen Gegend fort.“<sup>100)</sup> Wir haben beide Varianten intensiv geprüft und tendieren auf Grund der klaren lokalen Ortszuweisungen zur Version der Armagnaken.

### Das Schanzen-Projekt

Die Experten für Denkmalpflege des Fachbereichs Archäologie vom Regierungspräsidium Freiburg sprachen anlässlich einer Vorortbegehung der Schanzen begeistert von „phantastischen Anlagen“ und stellten weiter fest: „Es gibt in Baden-Württemberg nichts Vergleichbares“.<sup>101)</sup> Auch die Verleihung der „Johann Peter Hebel-Plakette“ der Gemeinde Hausen im Wiesental (2008) sowie der „Silbernen Halb-



*kugel*“, der höchsten bundesdeutschen Auszeichnung im Denkmalschutz (2004), unterstreichen die Bedeutung dieser Forschungsarbeiten.

Um solch einen landesweit einzigartigen archäologischen Schatz zu heben, bedarf es vieler, die bereit sind, als Individuum, im Team und als Netzwerk sich einzubringen: In enger Zusammenarbeit mit der Gemeinde Gersbach, der „*Leader-Plus*“-Planungsgruppe, dem hiesigen Staatlichen Forstamt, den zuständigen Revierleitern einschließlich dem Städtischen Forst, dem Staatlichen Vermessungsamt Lörrach, passionierten Heimatforschern und ehrenamtlichen Mitarbeitern der Denkmalpflege unserer Region sowie in optimaler Kooperation mit der amtlichen Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie, des Regierungspräsidiums Freiburg wurde und wird immer noch das Gebiet zwischen der Wehra im Osten und der Kleinen Wiese im Westen auf Fortifikationsspuren untersucht. Ihnen allen gebührt an dieser Stelle unser herzlicher Dank.

In der Zwischenzeit sind neben Universitäten auch nationale und internationale Fachorganisationen für Festungsbau und Festungswesen auf dieses Projekt aufmerksam geworden und wurden als professionelle Kooperationspartner Garanten für einen intensiven Gedankenaustausch.

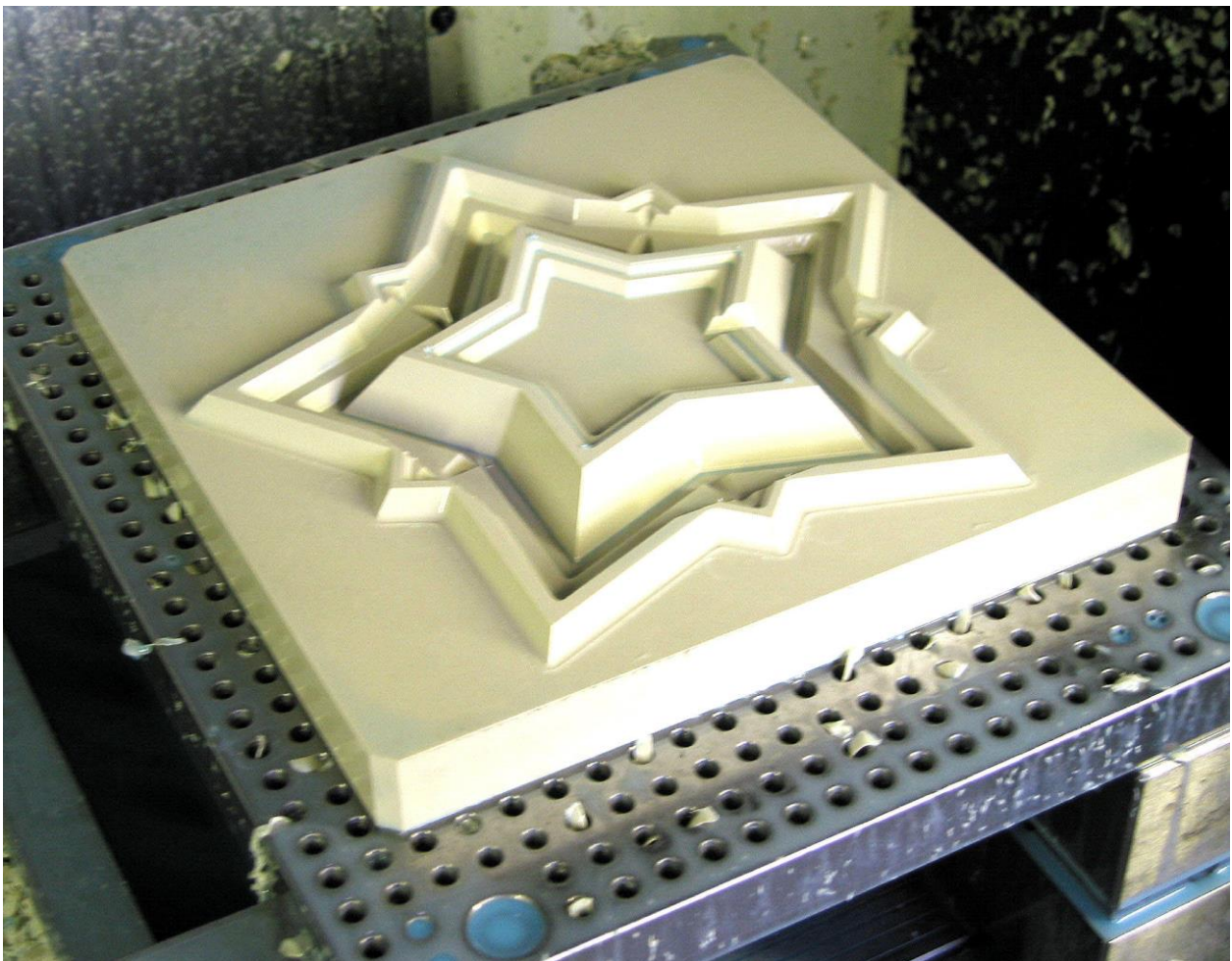


Abb. 14: Modell der Neuenweger Sternschanze – wie sie einst als „*geschlossene Schanze*“ mit ihren Bastionen und dem Hauptgraben aussah (Größe 25 x 25 x 8 cm), Sammlung AG MINIFOSI.



So konnten zwischen Mai 2002 – dem Auftakt des Schanzforschungs-Projektes – und August 2008 (Stichtag 1. August) insgesamt 132 Anlagen wieder gefunden und zugeordnet werden: Davon 42 Schanzen, 34 Vorposten und 56 Wall-Graben-Systeme. Addiert man die Länge der einzelnen Wallgräben auf, ergibt sich eine beeindruckende Gesamtstrecke von über 32 Kilometern. Darunter mächtige Sperrwälle – zum Teil über 12 Meter hoch bzw. tief – sowie ausgedehnte Wallstaffeln mit bis zu zwölf hintereinander angelegten Wällen und Gräben. Bislang wurden über 500 Einzelobjekte und 80 Systemeinheiten auch messtechnisch (Lasermessung, GPS, Handvermessung) erfasst und in einem großen Bildarchiv dokumentiert.

Aktuell stehen über 10 000 Fotos im Internet und sind unter der Web-Adresse <http://www.jugendheim-gersbach.de> jedem Interessenten frei zugänglich. Alle erfassten Daten der Bodendenkmäler gehen natürlich auch immer unmittelbar an das Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25, Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie, um so eine parallele Datenarchivierung und Wissenssicherung zu gewährleisten.

So entstehen auf der Basis der Vorort gewonnenen Ergebnisse wiederum neue Einsichten und ein praxisorientiertes Wissen, die wiederum mit historischen und aktuellen Quellen aus Archiven, Museen und Fachliteratur verglichen werden.

Gleichzeitig dienen uns die geometrischen Erkenntnisse auch als Datenbasis für die digital gesteuerte Fräsung von maßstabsgetreuen 3-D-Raummodellen. Denn alle in der Feldarbeit gewonnenen Erkenntnisse über die einzelnen Anlagen werden ausgewertet, zusammengefasst und als Ganzes reflektiert.

Aus dieser Kombination entwickeln wir dann unsere großen Dioramen, wobei wir versuchen, diese kreativ in ein reales dreidimensionales Bild umzusetzen. Unsere 20 Modelle wurden nach dem großen Erfolg der Schanzen-Ausstellung im Städtischen Museum von Schopfheim (2007) von der Stadt erworben und sind nun im Technik-Museum von Schopfheim als Dauerausstellung zu sehen.

Derzeit arbeiten wir an einem großen Modell, das erstmals die kompletten Defensivsysteme von Hausen, Raitbach und Fahrnau, in dessen Mittelpunkt der Langenfirst stehen wird, als Diorama darstellen wird.

Unsere Projektarbeit fördert damit gezielt wichtige Schlüsselqualifikationen und stärkt bereits vorhandene fachwissenschaftlich-orientierte Neigungen und Eignungen. Das Arbeiten im Team, aber auch die individuelle Einzelleistung, legen dabei die Voraussetzungen für ein gemeinsam angestrebtes Ziel.

Das dadurch erreichte fachliche Niveau ist auch für Experten erstaunlich und ein Beweis mehr dafür, was die Hauptschule an sich und ihre Hauptschüler im Besonderen zu leisten imstande sind. Die 1982 gegründete AG MINIFOSSI arbeitet seit 1992 auch sehr erfolgreich in der Begabtenförderung („FöbbS“- Förderung besonders befähigter Schüler) des Landes.

Die pädagogisch stark interdisziplinäre Konzeption, auf der dieses landeskundliche Projekt aufbaut, kann man wie folgt zusammenfassen:



Abb. 15: Ein Team der AG MINIFOSSI - mit den symbolischen Gegenständen der drei wichtigsten Fachbereiche: Edelmetallprospektion, Glashütten- und Schanzenforschung

*„In der modernen Museumspädagogik steht nicht mehr die Darstellung der nationalen Vergangenheit als glorreiche Zeit im Mittelpunkt, sondern das Ziel, Höhen und Tiefen der Geschichte zu erklären und dabei politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklungen differenziert darzustellen. Dabei sollen möglichst unterschiedliche Sichtweisen auf die Geschichte dazu beitragen, historische Prozesse besser zu verstehen. Dazu gehört auch das Wissen über die gegenseitigen Beziehungen der Nationen in der Vergangenheit, um das Verständnis heutiger internationaler Entwicklungen in der Welt zu erleichtern.*

*Die Zukunft unserer Jugendlichen ist geprägt durch die nachhaltige Ablösung von bisher geltenden Werten und durch das konkrete Erleben von Wachstumsgrenzen und ökologischen Problemen im Weltmaßstab, einer ungebremsen Globalisierung, einem – gerade in unserem Raum – zunehmenden Wegfall produzierender Betriebe, einer relativ hohen Arbeitslosigkeit und einer spürbaren Ein- und Auswanderung.*

*Aber auch der erkennbare Bedeutungsrückgang des Nationalstaates, die Auflösung von Bindungsstrukturen in allen privaten wie öffentlichen Bereichen und der multimedialen Internationalisierung des Alltagslebens bestimmen das Leben der Generation, die in ein paar Jahren unsere Stelle einnehmen wird. In dieser Situation des raschen Verschwindens von Traditionen und ihrer damit verbundenen Werte ist das Bedürfnis nach einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu einem wichtigen Kriterium der kulturellen Bildung, Bindung und der Stabilisierung von Identitäten geworden. Und genau dazu will und wird auch zukünftig die Projekt-Arbeit der AG MINIFOSSI ihren Beitrag leisten.“<sup>102)</sup>*

Natürlich ist es in dem vorgegebenen Rahmen nur möglich, eine kleine, aber dennoch repräsentative Auswahl aus den bislang 132 erkundeten Anlagen zu treffen. Wir haben sie geographisch so ausgewählt, dass wir den Leser auf eine Rundwanderung mitnehmen. Dabei stellen wir ihm folgende vierzehn Anlagen vor:

Die Schanze auf dem „Hühnerberg“ und die „Wallstaffeln“ und „Wallschwärme“ auf dem „Langenfirst“ bei Fahrnau, die große Viereck-Schanze auf der „Hebelhöhe“, das „Gatter“ am „Gatterweg“ zwischen Fetzenbach und Schwarzenbach, die vier Schanzen auf dem „Mettlenkopf“ bei Gersbach, der „Kämpfenlagerkopf“ und die „Stubentür“ östlich von Hasel, die Pass-Sicherung auf dem Dinkelberg zwischen Minseln und Eichsel, die Defensivanlagen auf dem „Rechberg“, das große Verteidigungssystem auf dem „Scheinberg“ bei Maulburg, die Wallanlagen auf dem „Entegast“, die großen Sperrwälle bei Enkenstein und Wieslet, die Sperranlagen am „Maiberg“-Pass und die Schanze östlich von Bürchau.

### **Die Schanze auf dem „Hühnerberg“**

Bereits 2003 wurde am „Hühnerberg“ eine bis dahin unbekannte „Tal-Schanze“ entdeckt, die zur Sicherung des alten „Kürnberger Weges“ errichtet wurde. Nicht nur die topographische Lage war eine Neuentdeckung, sondern auch der besondere Schanzentyp, den die Forschungsgruppe bislang noch nirgends im Wiesental vorgefunden hatte.

Diese „Tal-Schanzen“ sind – im Gegensatz zu den hochgelegenen Schanzen bei Raitbach, Schweigmatt, Schlechtbach und Gersbach – Verteidigungsanlagen, die unmittelbar vor und während kriegerischer Auseinandersetzungen und bei der Errichtung von Feldlagern aufgeworfen wurden.

Und diese „Hühnerberg-Schanze“ barg noch eine weitere Überraschung: Hier blieben noch alle zusätzlichen Verteidigungsmittel wie Sperrgräben und Kommunikationslinien erhalten. Diese machen die gesamte Anlage, die eine Fläche von rund 25 000 Quadratmetern einnimmt, so einmalig.

Eigentlich hatte man die Erforschung der Anlage abgeschlossen, da man zunächst weder im Wald noch in den angrenzenden offenen Flurbereichen weitere Spuren fand. Dies sollte sich jedoch nach massiven Schneefällen und einer sich anschließenden langen Regenperiode überraschend ändern. Denn dadurch wurden die Laubschichten am Boden so stark zusammengepresst, dass sich nun Bodenspuren doch noch als deutliche Kontur abzeichneten.

Eine schnelle Bodenaufnahme und Archivierung der „Kommunikationslinien“ und Zick-Zack-Gräben war dringend geboten. Denn diese letzten Spuren werden über kurz oder lang wohl für immer verloren gehen: Private Forstarbeiten mit schwerem Gerät haben das Waldareal bereits stark durchfurcht und die Walllinien zerschnitten – kein seltenes Schicksal für historische Bodendenkmäler! Was für den Laien wie ein alter Holzschleifweg oder eine trocken gefallene Wasser-Rinne aussieht, erweist sich bei fachlicher Überprüfung sehr schnell als Element der Fortifikation.

So wird es diesen Teil der Schanzanlage bald nur noch auf dem eigenen Messblatt und in Form von Fotos geben: Was über dreihundert Jahre Bestand hatte, kann heute binnen weniger Stunden für immer zerstört werden.





Abb. 16: Die Schanze am Hühnerberg, östlich von Schopfheim-Fahrnau, eine durch ihre komplett erhaltenen Fortifikationselemente besonders eindruckliche „Tal-Schanze“.



Abb. 17: Teile einer massiven „Wallstaffel“ mit zwölf hintereinander liegenden Wallgräben bei der „Schillerlinde“ am südlichen „Langenfirst“, Schopfheim-Fahrnau.



## **Die „Wallstaffeln“ und „Wallschwärme“ vom „Langenfirst“**

Wer als Wanderer oder Sonntagsspaziergänger von Fahrnau kommend Richtung Raitbach läuft, trifft direkt am Waldeingang bei der „Schillerlinde“ und dem Festplatz auf eigenartige Geländeformen und stellt sich dabei unwillkürlich die Frage: „Was sind denn das für Gräben?“

Der eine tippt dann auf „Bergbauversuche“, der andere auf „Hohlwege“, ein dritter ist sich ganz sicher: „Das kommt von der Holzabfuhr“. Oder sind es vielleicht doch „Schützengräben aus dem Weltkrieg“? Und einer weiß es anscheinend ganz genau: „Nein, das hängt irgendwie mit dem alten Wuhrkanal zusammen!“

In Wirklichkeit ist es eine in dieser Form sicherlich einmalige „Wallstaffel“ aus dreißig Wällen und Gräben. Eine vergleichbare, bereits vermessene und eingeordnete Anlage existiert in Hasel. Die Fahrnauer Verteidigungsanlage sicherte den damals sehr wichtigen Weg über den Langenfirst nach Raitbach.

Starke Überformungen durch nachträglich durchgeführte forstliche und private Baumaßnahmen lassen auch die Anlage von Schanzen vermuten, sind aber nicht mehr eindeutig zu belegen. Dies gilt auch für das östlich davon gelegene Kürnberger Abbaugelände von Buntsandstein (u. a. auch für das Basler Münster).

Das Ziel dieser Wallgräben war einerseits, den Angreifer zu zwingen, die damals übliche geometrisch-starre, lineartaktische Marsch- und Angriffsformation aufzulösen. Und andererseits den Feind dadurch möglichst lange an einem Punkt aufzuhalten, indem er Meter für Meter, Wall für Wall, Graben für Graben erkämpfen musste – strategisch ein zeitraubendes und opferreiches Unterfangen, vergleichbar mit dem bis heute zu Recht so gefürchteten Häuserkampf.

Die große südliche „Langenfirst“-Anlage steht in engem Zusammenhang mit einer „Wallstaffel“ (vier Wallgräben) am „Kohlweg“ im Norden, einer großen „Wallstaffel“ (neun Wallgräben) beim Gewann „Waldämle“ sowie einer weiteren Anlage am „Raitbacher Weg“.

Ebenso steht fest, dass der nördliche Teil des „Moosmattweges“ auf einem Wallgraben angelegt wurde. Wie eine weitere Untersuchung des Geländes zeigte, verläuft einer der heutigen Forstwege von Fahrnau nach Raitbach genau auf einem ehemaligen großen Wallgraben, der die südlichen mit den nördlichen Verteidigungslinien verband.

Damit war der „Langenfirst“ ein militär-strategisch wichtiges Instrumentarium bei der Verteidigung sowie der Sicherung der historischen Wiese-Furt zwischen Hausen und Raitbach – aber auch um einen feindlichen Durchmarsch über Schlechtbach und Gersbach zu verhindern.

## **Die „Redoute“ auf der „Hebelhöhe“ nördlich von Raitbach**

Auch nach mehr als dreihundert Jahren thront sie immer noch standfest über dem Wiesental und zeigt nun nach so langer Zeit wieder ihre ganze Größe. Nähert man sich ihr als Wanderer, beeindruckt ihre sehr gut erhaltenen Flanken und den sie nach Süden schützenden Steinwall.

Eine forstliche Enthurstungsaktion hat sie aus ihrem über dreihundertjährigen „*Dornröschenschlaf*“ geweckt. Wobei „*Dornröschen*“ durchaus wörtlich zu nehmen ist. Der „*grüne Stacheldraht*“, bestehend aus einem sehr dichten Brombeerranken-Geflecht, hatte bislang den direkten Zugang zum Innenbereich der Anlage verwehrt.

Die Rede ist von der Schanze auf der „*Hebelhöhe*“ (Abb. 8), deren markantes Profil selbst für Autofahrer auf dem Weg von Schopfheim nach Zell gut zu erkennen ist. Die „*Hebelhöhe*“ liegt als ins Auge fallende Kuppe zwischen der „*Hohen Möhr*“ und dem westlich davon gelegenen „*Glaskopf*“ und war aus strategischer Sicht damals ein zentraler Beobachtungs- und Signalpunkt.

Die Schanze wurde in den letzten Jahren intensiv von der AG MINIFOSSI erforscht, da sie in unserem Raum die einzige Anlage ist, die konkret nachweisbar genau im Jahre 1701 in Form eines Vierecks auf der obersten Spornkante errichtet wurde. Die acht Nachbar-Schanzen von Raitbach, Hausen und Zell ergänzten hier die „*Vordere Linie*“.

Gleichzeitig diente die Schanze auf der „*Hebelhöhe*“ als Sicherung und Rückzugsraum für die mächtige Sternschanze, die einst am Talboden vor Zell den Zugang zum Hinteren Wiesental schützte. Zusammen mit der Pass- und Furtsicherung bei Hausen sowie den ausgedehnten Wall- und Schanzanlagen auf dem „*Alzenbühl*“, dem „*Katharinenblick*“ und dem „*Langenfirst*“ entstand hier ein wirkungsvolles Verteidigungssystem für das habsburgisch-vorderösterreichische Reichsterritorium.

Die Schanze auf der „*Hebelhöhe*“ ist auch durch ihre flankierenden Befestigungsmaßnahmen etwas Besonderes: Massive Sperrgräben in Zick-Zack-Form ergänzen die Abwehrfunktion von insgesamt fünf Ringwällen, welche die Schanzen nach Süden und Westen sicherten.

Der Steilabfall im Norden bot natürlichen Schutz und so verläuft die Außenkante der Schanze exakt auf dem nördlichen Steilhang. Sie hat einen leicht trapezförmigen Grundriss, nicht so ausgeprägt wie beim „*Blauener Schänzle*“, aber dennoch gut erkennbar. So konnten die Erbauer die vorgegebenen natürlichen Bodenformen optimal nutzen.

Die exponierte Lage gewährleistet bis heute die direkte Blickverbindung mit allen acht weiteren Schanzen im Zeller Raum sowie einer auch heute noch erkennbaren Kommunikationslinie zur kleineren Schanze auf dem „*Grendel*“.

### **Das „*Gatter*“ am „*Gatterweg*“**

Die Schüler der Gersbacher Grund- und Hauptschule hatten diese Zick-Zack-Mauer in Kooperation mit dem Vermessungsamt und der Friedrich-Ebert-Schule – bereits im Juli 2002 innerhalb eines Messpraktikums untersucht und zentimetergenau aufgezeichnet. Schon damals fragte man sich: Warum mitten im Wald eine Sperrmauer errichtet wurde, deren guter Erhaltungszustand auf Grund einer sehr sorgfältigen Bauweise selbst heute noch überrascht?

Nun löste sich auch dieses Rätsel! Denn das „*Gatter*“ war lediglich die westliche Flankensicherung des historischen Weges von Gersbach über Fetzenbach nach Schwarzenbach und integrierter Bestandteil der großen „*Hinteren Linie*“.

Denn zwischen dem „Gatter“ und dem Höhenzug, der östlich steil und unmittelbar zum Wehratal abfällt, wurde eine ausgedehnte Verteidigungslinie angelegt, welche die naturgegebenen Formationen von Felsenhorsten, Plateaus und markanten Felsrippen ausgesprochen optimal miteinander verband. Es erinnert auch Experten stark an die Polygonschanze „Auf der Wacht“ oberhalb von Todtmoos-Au, die wie ein Adlerhorst auf einem Felssporn liegt und eine militärisch besonders entscheidende Position einnahm. Beide Anlagen, „Gatter“ und „Wachtschanze“, wurden im Dreißigjährigen Krieg von den Kaiserlichen errichtet.

### **Die Schanzen auf dem „Mettlenkopf“**

Mit der Luftbildarchäologie hat sich für die AG MINIFOSSI ein neues Arbeitsgebiet erschlossen. Wie wichtig dieser Forschungszweig für die Schüler-AG geworden ist, belegt die Tatsache, dass damit auch das alte Rätsel von Mettlen gelöst werden konnte: Nicht nur Experten fragten sich, weshalb die beiden noch sichtbaren Schanzenreste mit so starken Wällen im Norden und Westen gesichert wurden? Was sollten diese im Gelände immer noch leicht erkennbaren Wallgräben schützen? Zumal auch noch ein verschanzter Vorposten auf dem „Mettlenkopf“ die Südflanke und damit die historische Wegverbindung nach Hasel und Wehr deckte?

Eine erste große Überraschung brachte die intensive Auswertung einer alten SW-Serie von Luftaufnahmen des Landesvermessungsamtes Stuttgart aus dem Jahre 1968: Sie zeigt in einer speziell angefertigten Ausschnittsvergrößerung, dass zwischen den drei bekannten Schanzen auf dem „Mettlenkopf“ noch eine weitere, weit aus größere Schanze lag:



Abb. 18: Das Luftbild zeigt die Anhöhe vom „Mettlenkopf“ bei Gersbach. Im Bildmittelpunkt sind noch die Bodenspuren einer mächtigen 5-Eck-Schanze zu erkennen sowie ein westlich davon verlaufender Wallgraben.

Eine 5-Eck-Schanze mit nahezu einhundert Metern Durchmesser. Sie ist nur noch als schattenartige Bodenkontur erkennbar und auch die Vorortbegehung brachte keinerlei sichtbare Anhaltspunkte. Warum sie scheinbar so spurlos verschwunden ist, lässt sich nicht mehr belegen und lässt viele Fragen offen.

Wurde sie geschleift oder rutschte sie auf Grund eines Baufehlers oder ungünstiger Bodeneigenschaften auf dem nach Westen sehr stark abfallenden Gelände ab? Nahm man das bereits gewonnene Bodenmaterial, um damit in unmittelbarer Nähe die heute dort bestehende 6-Eck-Schanze zu errichten?

Diese liegt, sogar von der „*Schweigmatt*“ aus gut erkennbar, im offenen Gelände. Sie zeigt aktuell die Form eines unregelmäßig geformten Vierecks, war jedoch vor dreihundert Jahren als ein perfektes Sechseck errichtet und hatte erst durch die über die Jahrhunderte betriebene Bewirtschaftung, vor allem beim Ackerpflügen, zwei seiner sechs Eckpunkte eingebüßt.

Ebenso wurde das Schanzeninnere völlig aufgefüllt. Eine exakte Messung der noch vorhandenen Kanten des oberen Schanzenkörpers – gemeinsam mit dem Staatlichen Vermessungsamt vorgenommen – kann jedoch eindeutig die ursprüngliche Form belegen. 6-Eck-Schanzen gehören zu den stabilsten Schanzkörpern, weshalb wir uns auch bei der rekonstruierten Schanze auf dem „*Scherentann*“ entschlossen, diese geometrische Form zu wählen.

Die dritte Schanze ist eine Redoute und liegt auf dem südlichsten Geländepunkt als eine auch heute noch beeindruckende Landmarke. Sie sicherte wohl als Grenzstation den Übergang aus dem Vorderösterreichischen in die Markgrafschaft. Ob sie wirklich auf den Fundamenten eines mittelalterlichen Turmes steht und als mögliches Pendant zum benachbarten „*Bärenfels*“ angelegt worden ist, konnte noch nicht geklärt werden. Im Zuge von Forstarbeiten wurde sie 2007 völlig freigelegt und beherrscht nun wieder die Kuppe des „*Mettlenkopfes*“ – mit einer atemberaubenden Rund- und Fernsicht.

Auch die kleinste und östlichste der drei noch sichtbaren Verteidigungsanlagen war als sechseckige Schanze angelegt. Sie dürfte wohl die älteste Anlage von den vier sein. Ihre äußere Form hat leider stark durch die Bewirtschaftung des sie umgebenden Feldes gelitten, das typische Schicksal fast aller in offener Kulturlandschaft errichteten Schanzen.

So liegen auf engstem Raum insgesamt vier Schanzen – eine sehr seltene Konstellation und ein auch heute noch beeindruckendes Zeugnis der Befestigungskunst.

Die Gesamtanlage wurde zusätzlich von einem starken Westwall geschützt. Dieser gehörte zu dem Gesamtsystem<sup>103)</sup> von starken Grabenwällen bis zu fünf Metern Höhe. Sie wurden östlich von Hasel aus – entlang am alten Hasler Grenzweg (Grenze Vorderösterreich zur Markgrafschaft) und westlich vorbei an den „*Mettlen*“ – bis hoch zur „*Hohlen Eiche*“ in mühsamer Schanzarbeit angelegt. Eine heute kaum noch vorstellbare Fron-Schinderei von Hand, ausgerüstet mit kurzen Holzschaukeln, einfachen Hau-Hacken und hölzernen Schubkarren.



## **Schanzanlagen bei Hasel**

Wie oben beschrieben, sicherten vier Schanzen einst den „*Mettlenkopf*“, weitere zwei Vorposten lagen an dem alten „*Hasler Grenzweg*“ zwischen der „*Stubentür*“ und den Höfen von „*Mettlen*“ bei Gersbach. Eine große, gut im Gelände verfolgbare, bis sieben Meter hohe Wallgrabenlinie schützte diese historisch wichtige Straße.

Als Wachposten über das Wehratal fungierte die Schanze auf dem „*Kämpfenlagerkopf*“ – die wiederum selbst durch mehrere massive „*Wallstaffeln*“ im Süden und Westen gesichert wurde. Hier erreichen die „*Wallkronen*“ oft Höhen bis zu fünf und die Wallseitenprofile bis zu neun Metern Länge.

Die gesamte Anlage ist in dieser Form einzigartig und trägt in ihrem Anlageprofil noch starke spätmittelalterliche Züge wie z. B. einen „*Vorhof*“, von dem man nur über eine – wohl einziehbare Brücke – in die Hauptanlage gelangte. Gleichzeitig musste die Anlage ehemals mit einem starken Palisadenzaun gesichert worden sein.

Bei der zeitlichen Einordnung gehen wir davon aus, dass sie eventuell noch früher als im Dreißigjährigen Krieg errichtet wurde und vielleicht sogar im Zusammenhang mit den spätmittelalterlichen und frühen neuzeitlichen Letzen von 1444 - 1525 zu sehen ist.

Insgesamt sechzehn Einzelanlagen konnten zwischen der Wehra im Osten und Hasel im Westen dokumentiert und vermessen werden, darunter auch ein über einhundert Meter langer und bis zu zwölf Metern hoher Sperrwall am südlichen „*Wolfristkopf*“.

## **Pass-Sicherung zwischen Wiechs und Minseln auf dem Dinkelberg**

Zwischen Wiechs und Minseln liegt eine große Passweg-Sicherung und war – so belegen die Vergleiche mit bereits erforschten Anlagen – eine so genannte „*Gatter*“- oder „*Barriere*“-Sicherung, wie sie auch bei Hasel, Kürnberg und Gersbach errichtet wurden. Ein ausgeklügeltes Wallgraben-System sicherte diese historische Wegverbindung und folgt – noch heute gut erkennbar – dem natürlichen topographischen Profil dieser Spornlage.

## **Defensivanlagen auf dem „*Rechberg*“ bei Hauingen**

Im Rahmen der Projekttag der Friedrich-Ebert-Schule 2006 konnte man dieses Zielgebiet erstmals untersuchen und wurde auch tatsächlich fündig: Hier oben – strategisch äußerst optimal gewählt – sicherte ein ausgedehntes Wall- und Grabensystem den historischen Übergang nach Weitenau.

Auch bei diesen Anlagen stimmen die Merkmale und typischen Formen im Vergleich zu den bislang wiederentdeckten Systemen völlig überein: Ausgedehnte „*Wallschwärme*“, massive „*Wallfächer*“ mit einer starken geprägten Tal-Schutzfunktion, um einen von Süden kommenden französischen Angriff abzufangen: Mit rein defensiven Strukturen zur Sicherung der Passwege, der historisch relevanten Wegenetze, der Furte sowie der exponierten Talböden, die eine zusätzliche Möglichkeit waren, ohne die Benutzung bestehender (und daher gesicherter) Wege einen Pass zu nehmen.

## Wallanlagen bei Maulburg

So wie bei der Maulburger „*Alsbachhalde*“ die Grabenlinien der Defensivsysteme immer wieder als Hohlwege fehlgedeutet wurden, so zieht sich auch im Bereich des „*Föribucks*“ ein ganzer „*Wallschwarm*“ in Ost-West-Richtung. Er schützte hier den Passübergang nach Weitenau und damit eine der vermutlichen Stoßrichtungen der französischen Angreifer.

Das Vordere Wiesental und damit der Zugang zu den damals nur hier gut ausgebauten Verkehrsverbindungen in den südlichen Schwarzwald war ein lohnendes Ziel. Einzelne massive Überfälle unterstrichen diese Absicht und zeigten die große Gefahr für die hiesige Bevölkerung auf.

So wurden alle Übergänge von Weitenau, Wieslet und Enkenstein stark mit Wallanlagen gesichert. Die Anlage im „*Heubächle*“ hat ihr markantes Gegenstück auf der Weitenauer Seite: Dort ziehen über mehrere hundert Meter zwei mächtige Sperrwälle den Hang hoch – einer davon als Zick-Zack-Sperrwall mit über sieben Meter hohen Wallprofilen. Sie sicherten das Weitenauer Tal von der Westseite, die Wallgräben im „*Heubächle*“ die Ostseite.

Die Erkundung des gesamten Areals machte auch deutlich, wie komplex die einzelnen Bereiche dieses Systems sind: Abgestufte und deutlich terrassierte Bereiche wechseln sich ab mit kleinen Langwällen und großen Wallgräben, welche die Nord- und Südflanken der Anlage schützten.

Eigenartige, kreisrunde und auch symmetrisch angeordnete Vertiefungen lassen die Vermutung zu, dass es sich hier um zusätzliche Sicherungen in Form von „*Wolfsgruben*“ handeln könnte – am Boden mit zugespitzten Pflöcken versehene und mit Gras oder Ästen abgedeckte Fallgruben, für einen unvorsichtigen Angreifer ein tödliches Hindernis.

Die topographische Insellage des Gebietes – abgetrennt durch zwei Bachläufe und die damit vorhandenen natürlichen Geländeeinschnitte – ist strategisch ideal angelegt und passt sich optimal den vorgegebenen Geländeformen an.

Der östliche Zugang wird durch eine massive und mächtige Wallstaffel im Gewann der „*Wiesenhalde*“ gesichert. Bisläng sah man in diesen Anlagen Hohl- und Schleifwege: Beim exakten Vermessen und dem intensiven Vergleichen mit bereits bekannten Wallanlagen wird jedoch schnell klar, dass das Schnittprofil am Boden viel zu eng ist und auch die besonders befestigte „*Wallkrone*“ beweist, dass es sich hier um Wallanlagen einer Defensivlinie handelt. Bei einem der Wälle ist sogar noch die Brustwehr erhalten.

## Schanzanlagen auf dem „*Scheinberg*“ zwischen Maulburg und Wieslet

Am „*Scheinberg*“ ist ein nahezu völlig intaktes Verteidigungssystem erhalten geblieben. Die große Anlage am „*Scheinberg*“ sicherte vor allem den Zugang zum Kleinen Wiesental und schützte gleichzeitig den Bereich von Schopfheim bis Zell vor einem französischen Durchbruch von Weitenau her.

Eine der Verteidigungslinien zog sich oberhalb vom Waldspielplatz bei Maulburg bis nach Langenau, um dort das Tal zu queren und über den „Entegast“ weitergeführt zu werden. Aber auch bei Wieslet (Abb.3) finden sich solche „Anschlußlinien“ auf der nördlichen Seite.

Meterhohe Wälle, tiefe Gräben, ganze „Staffeln“ – bis zu zwölf hintereinander angelegte Stellungen, gut erhaltenen „Kommunikationen“. Hier am „Scheinberg“ sind alle wesentlichen Bestandteile eines solchen defensiven, also rein auf Verteidigung angelegten Systems erhalten geblieben: Wälle bis zu zehn Metern Höhe und Gräben bis zu 5 Metern Tiefe und mit einer Breite von bis zu zwanzig Metern.

Auffällige kesselförmige große Vertiefungen am Ende von Wallgräben im oberen Bereich des „Scheinberges“ deuten mit hoher Wahrscheinlichkeit auf bewusst angelegte „Sackgassen“ zur gezielten Irritation der Angreifer hin, konnten aber auch als eigene Rückzugs- und Lagermöglichkeiten für die Verteidiger benutzt werden. Und waren – abseits von den Dörfern im Tal angelegt – für Vieh und Fruchtvorräte ein ideales Versteck. Vergleichbare Anlagen existieren auch bei Hasel.

Ein weiterer Wallgraben schützte in unmittelbarer Nähe den Bereich vom „Rötenbach“. Alle Wallgraben-Systeme sind so angelegt, dass sie einerseits einen freien Blick über das gesamte Tal gewährleisten und andererseits eine beidseitige Verteidigung ermöglichen. Die Wälle beeindruckten auch heute noch durch ihre Ausmaße: Stellenweise sind sie bis zu acht Metern hoch und mehrere hundert Meter lang.

### **Wallanlagen auf dem „Entegast“ bei Langenau**

Mit dem Forschungsprojekt „Südlicher Entegast“ konnten die AG MINIFOSSI im Spätherbst 2003 bei Langenau mehrere Sperrgräben sichern. Hier gibt es auch eine über 300 Meter lange „Wallstaffel“. Bei ihr liegen neun Wälle und Gräben direkt hintereinander, die mit ihren bis zu zwölf Meter breiten Gräben und fünf Meter hohen Wällen wirksame Sperren darstellten.

Entlang des historischen Weges nach Enkenstein wurde eine massive „Wallstaffel“ in Form eines Fächers angelegt, der hier mehrere Wallgräben verbindet, sowie einen beeindruckenden Sperrgraben.

Neben den sonst üblichen Wallgraben-Systemen wurden hier solche breiten Wallgräben vor allem deshalb errichtet, um das Areal nach Norden hin zu sichern. Denn im Osten war eine Verteidigung nicht notwendig, da hier natürliche Hindernisse einen feindlichen Angriff unmöglich machten: Der extreme Steilabfall der Buntsandsteinplatte und zusätzlich auch der damals noch unkorrigierte und daher frei mäandrierende Flussverlauf der Wiese – mit vermutlich stark versumpften Seitenbereichen.

Im Süden verbindet sich die neu entdeckte „Wallstaffel“ in der Mitte des „Entegastes“ strukturell und strategisch optimal mit der großen Anlage am südwestlichen Sporn (Langenau) und die ausgedehnten Defensivanlagen im Norden mit der „Wagensperre“ (Hausen).

## Sperrwälle bei Enkenstein und Wieslet

Auch im Raum Wieslet, Enkenstein und Eichholz konnten erstmals weitere vier Anlagen dem Befestigungswesen zugeordnet werden. Wie fehlende Puzzles lassen sich nun die wieder gefundenen Defensiv-Anlagen passgenau in das Gesamtbild der „Vorderen Linie“ einfügen.

Eine bislang unbekannte Sperrwall-Anlage konnte nördlich von Enkenstein untersucht werden. Zusammen mit der Schanze am alten „Gresger Weg“ bei Hausen sicherte auch diese Anlage den direkten Zugang nach Gresgen. Die geographische Linie Enkenstein – Hausen wurde deshalb so stark geschützt, da man einerseits befürchtete, dass die französischen Angreifer versuchen könnten, den Zugang zum Wiesental über Gresgen zu suchen, um so die massiven Schanzanlagen von Zell kampflos umgehen zu können. Andererseits um über Hausen in Richtung Raitbach nach Gersbach durchzubrechen. Nicht nur die Verbindungswege zwischen den Wällen sind erhalten, sondern in einem Fall sogar noch die „Brustwehr“.



Abb. 19: Der östliche Auslauf einer massiven Wallgraben-Sperre bei Tegernau

## Sperranlagen am „Maiberg“-Pass

Die nun wieder gefundene Schanze schützte den alten *Gresger Weg* und sollte eine feindliche Umgehung der starken Zeller Schanzen verhindern. Ausgedehnte Wallanlagen umgaben diese Hausener Schanze. Darunter der Hauptwall, dessen 16 Meter hohes Hangprofil auch heute noch beeindruckt.



Die Schanze am „Gresger Weg“ stand in freier Sichtverbindung mit der Schanze auf dem „Alzenbühl“. Ebenso zur Schanze auf der „Hebelhöhe“ sowie der kleinen Schanze auf dem „Grendel“. Die Wälle erreichen eine Höhe bis zu vier, die Gräben eine Breite von bis zu acht Metern.

Dabei kommt der „Wagensperre“, die bereits im Enkensteiner Forst liegt, eine besondere Rolle zu. Sie schützte die Westflanke der historischen Straßenverbindung und wurde durch eine nördlich davon angelegte Wall-Staffel, die hoch in den Wald hinauf zieht, zusätzlich gesichert. Nun kann man die gesamte Verteidigungs-Linie, die den westlichen Zugang zum Großen Wiesental sicherte, erstmals in ihrer komplexen Anordnung verstehen und bewerten.

Diese Verteidigungslinie wurde auf der östlichen Wiesenseite fortgeführt. Insgesamt vierzehn Einzelanlagen links und rechts der Wiese sollten bei einem feindlichen Angriff den Zugang nach Zell, aber auch den Weg über Raitbach, Schlechtbach, Gersbach und Todtmoos nach St. Blasien bzw. über Todtmoos-Au auf den Hotzenwald sichern.

Zu den Verteidigungsmaßnahmen gehörte auch eine nun erstmals nachweisbare Schanzanlage mit einem ausgedehnten Wallsystem auf dem „Alzenbühl“, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Schanze auf dem „Grendel“ und der auf der „Hebelhöhe“ zu sehen ist. Zeitzeugen berichten, die erkennbaren Eckpunkte dieser Schanze noch selbst gesehen zu haben, bevor sie ein paar Jahre später im Zuge notwendig gewordener Straßenbaumaßnahmen eingeebnet wurden.

### **Die Schanzanlage von Bürchau**

Die Schanzanlage von Bürchau weist Besonderheiten auf, die noch Rätsel aufgeben. In exponierter Kammlage errichtet, optimal an die topographischen Gegebenheiten angepasst, ist die Anlage offensichtlich nicht fertig gestellt worden.

Sie zieht sich am Höhenkamm entlang, wurde durch einen neuen Forstweg im südlichen Teil angeschnitten und endet im Norden ohne einen schützenden Graben oder Wall. Ein Sperrgraben sicherte die Anlagen nach Süden und Westen.

Auffällige Steinhäufen, im ersten Moment oft als gewöhnliche „Lesesteinhaufen“ der landwirtschaftlichen Nutzung zugeordnet, entpuppen sich bei genauer Untersuchung als verstürzte kleine, ringförmige Steinwälle und gezielt errichtete Stein-Plateaus. Die Anordnung – sie laufen parallel zum Hangprofil wie Perlen auf einer Schnur und in bewusster geometrischer Versetzung – zeigt eine sehr bewusste Auswahl der Standorte, die alle in mittelbarer Umgebung der Schanzanlage bzw. in einer westlich vorgeschobenen zweiten Verteidigungslinie liegen.

Waren es die Fixierungen für Holzpalisaden und aufgebaute Hindernisse wie speziell gelagerte Baumstämme, die man bei Feindangriff auslöste und die als „Stamm-lawinen“ gefürchtet waren? Sind es Reste von vorgeschobenen Unterständen? Oder von Vorposten? Weitere Untersuchungen werden hier vielleicht doch noch Licht in das geschichtliche Dunkel bringen.



Abb. 20: Südlicher Eckpunkt der Schanzanlage östlich von Bürchau. Noch gut im Gelände verfolgbar, sichert der große Wallgraben diese Anlage.

Die Bürchauer Schanzanlage war – wie auch die von Neuenweg (Abb. 4) – zum Schutz von Schönau angelegt, um so die Übergänge der historischen Passwege zu sichern.

Da man den französischen Angriff über Kandern und Tegernau erwartete, lag es nahe, das Kleine Wiesental als erste mögliche Kampflinie speziell zu sichern – um so auch das vorderösterreichische Reichsgebiet zu schützen.

Die auch heute noch beeindruckende Anlage bei Bürchau diente deshalb vor allem zur Sicherung des östlich davon gelegenen „*Dachsgrabens*“, über den die Angreifer ihren Vorstoß von Süden her kommend ins Große Wiesental und direkt auf Schönau planten.

Die Pass-Sicherung von Neuenweg sollte einen von Norden kommenden Angriff und beide Schanzanlagen zusammen eine Einkesselung von Schönau unterbinden. Die geographische Nähe zum „*Letzbrunnen*“ am „*Horn*“ legt jedoch auch die Vermutung nahe, dass es bereits vor der Einrichtung der „*Vorderen Linie*“ hier in Bürchau markante Verteidigungspunkte gegeben hat, die also weitaus älter sind.

## Anmerkungen und Quellenhinweise mit Primär- und Sekundärliteratur

- 1) Niklaus, Siegfried (1980): „*Dreißigjähriger Krieg 1620 - 1647*“, Beiwort zur Karte VI, 11, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.
- 2) Eberlin, August (1878): „*Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte*“. Reprint. Verlag Georg Uehlin, Seite 113
- 3) Flake, Otto (1937): „*Türkenlouis - Gemälde einer Zeit*“, S. Fischer-Verlag Berlin.  
Froese, Wolfgang & Walter, Martin (2005): „*Der Türkenlouis - Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit*“, Casimir Katz Verlag, Gernsbach, 127 Seiten.  
Greiner, Christian (1984): „*Der „Türkenlouis“. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden als Reichsfürst und kaiserliche Offizier in den Türkenfeldzügen von 1683 bis 1692*“. In: Internationaler Kongress für Militärgeschichte Wien, 6. - 10. Juni 1983. Beiträge. Wien, 1984, S. 93 - 123  
Greiner, Christian (1986): „*Der „Schild des Reiches“. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (1655 - 1707) und die „Reichsbarriere“ am Oberrhein*“. In: Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtepolitik des ancien régime (ZHF Beih. 2), Berlin 1986, S. 31 - 68.
- 4) Zähme, Volker (2000): „*Schnellkurs Barock*“, Verlag DuMont, Köln, 191 Seiten.
- 5) Eichberg, Henning (1977): „*Geometrie als barocke Verhaltensnorm - Fortifikation und Exerzitien*“, in: Zeitschrift für Historische Forschung, Bd. 4, Nr. 1, S. 17 - 50.
- 6) Papke, Eva (1980): „*Bibliophile Werke zur Geschichte der Fortifikation vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in den Beständen des Armeemuseums der DDR*, in: *Militärgeschichte*“, Berlin, 19 (1980), 1, S. 96 - 102.
- 7) Müller-Wiener, Wolfgang (1987): „*Festung*“, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. VIII, München 1987  
Dümler, Jeremias (1641): „*Fortification und Meßkunst*“, 191 Seiten mit 10 Kupfertafeln.  
Eichberg, Henning (1977): „*Ordnen, Messen, Disziplinieren. Moderner Herrschaftsstaat und Fortifikation*“, in: Kunisch, Staatsverfassung, S. 247 - 375.  
Engels, Friedrich (1859): „*Fortifikation*“, S. 315 - 339, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Gesamtwerke, Bd. 14, Berlin (Ost), 1961.  
Dürer, Albrecht (1527): „*Befestigungslehre*“, Faksimile-Neudruck der Originalausgabe Nürnberg, Nördlingen 1980.  
Jombert, Charles-Antoine (1742): „*Livre relié plein maroquin d'époque*“, 312 Seiten, planches gravées repliées par monsieur Le Blond, professeur de mathématique de la grande écurie des Pages du Roy - Seconde édition - 1742 chez, à Paris Quai des Augustins.  
Loesch, Perk (2001): „*L'art de la Fortification - Festungsbau und Festungskrieg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*“. Schriftenreihe der Sächsischen Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB), Band 4, Dresden.  
Neumann, Hartwig (1988): „*Festungsbaukunst und Festungsbautechnik - Deutsche Wehrbauarchitektur vom XV. bis XX. Jahrhundert*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.  
Nohn, Ernst August (1957): „*Festung und Schanze. Über den Verteidigungswert ständiger und feldmäßiger Befestigungen*“, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau, 7, S. 435 - 446.  
Sturm, Leonhard Christoph (1718): „*Architectura civili-militaris*“, Augsburg  
Schillern, Benjamin (1706): „*Die geöffnete Festung, worinnen alle dero selben hauptsächlichsten Wercke und zugehörige Theile, so wohl in einer kurtzen Beschreibung, als durch zierliche Risse und Kupfer-Figuren, nebst Vorführung sämptlicher Officiers, deren Functionen, einer Armee, und anderer Merckwürdigkeiten, den Liebhabern zur Vergnügung*“. Hamburg, 141 Seiten mit 22 Kupfertafeln.
- 8) Kleemann, Otto (1894): „*Die Linien (Linien-Verschanzungen) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahrhundert*“. Besonderer Ausdruck aus der „Allgemeinen Militär-Zeitung“, Darmstadt und Leipzig.  
Seith, Karl (1935): „*Linien und Schanzen im südlichen Schwarzwald*“, in: Markgräflerland, Nr. 6, S. 23 - 24.  
Winterer, Wilhelm (1915): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“, in : Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.

- Winterer, Wilhelm (1916): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“. Inaugural-Dissertation, Freiburg, Caritas Druckerei.
- Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 1. Die Schwarzwaldkammlinie*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 7, Jahrgang 36, S. 112 - 115
- Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 2. Die Schwarzwaldrandlinie gegen den Breisgau*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 11, Jahrgang 36, S. 177 - 180
- Wohleb, Joseph Ludolf (1940): „*Die Anfänge des Erdwehrbaues auf dem Schwarzwald*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Nr. 92, S. 256 - 274
- Wohleb, Joseph Ludolf (1941): „*Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen zu Beginn des Krieges 1701 - 1714*“, in: Schau-ins-Land, Jahrgang 67, Freiburg, S. 117 - 142.
- 9) Musall, Heinz & Scheuerbrandt, Arnold (1980): „*Siedlungszerstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674 - 1714)*“, Beiwort zur Karte VI, 12, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.
- 10) Fräulin, Hans (1999): „*Neue Geschichte der Stadt Zell im Wiesental*“, Selbstverlag der Stadt Zell, S. 147
- 11) Storm, Peter-Christoph (1973): „*Der Schwäbische Kreis als Feldherr - Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732*“, Schriftenreihe zur Verfassungsgeschichte, Band 21. Berlin.
- 12) Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.) (1991): „*Die Karlsruher Türkenbeute - Die „Türkische Kammer“ des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden und die „Türkischen Curiositäten“ des Markgrafen von Durlach*“. Hirmer Verlag, München.
- Sänger, Renhard (1997): „*Die Karlsruher Türkenbeute*“, Badisches Landesmuseum Karlsruhe
- 13) Plassmann, Max (2000): Krieg und Defension am Oberrhein: Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693 - 1706), Historische Forschungen, Band 66, Duncker & Humboldt, Berlin und Mainz, Univ. Diss. 1998., 706 Seiten, S. 76
- 14) Deeke, D. W. (1920): „*Der Landhag auf dem Säckinger Hotzenwald*“, in: Mein Heimatland, 7, Jahrgang, Heft 1/2, Seite 21 - 27
- Meyer, Werner (1979): „*Deutsche Burgen, Schlösser und Festungen*“. Verlag Weidlich. Frankfurt am Main.
- Thoma, Fridolin (1985): „*Befestigungslinien - Schanz - Landhag*“, in: Rickenbach - Geschichte der Einung, des Kirchspiels und der Gemeinde. Gemeinde Rickenbach (Hrsg.), Verlag 1515 Südkurier, Konstanz, S. 68 ff.
- 15) <http://www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen.html>
- 16) Eberlin, August (1878): „*Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte*“. Reprint. Verlag Georg Uehlin, S. 77
- 17) Ebd. S. 77
- 18) Ebd. S. 77
- 19) Ebd. S. 80
- 20) Lais, Edmund (1931): „*Die Bevölkerung des Kirchspiels Schönau i. W. und ihre Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert*“, in: Das Markgräflerland, 2. Jhg., Heft 2
- 21) Ebd.
- 22) [www.markuskutter.ch/pdf/geschichten/jura\\_vogesen/41.\\_Die\\_Faust\\_im\\_Nacken.pdf](http://www.markuskutter.ch/pdf/geschichten/jura_vogesen/41._Die_Faust_im_Nacken.pdf)
- 23) Eberlin, S. 80
- 24) Ebd., S.81
- 25) Burger, Rudolf (2002): „*Die Schlacht von Friedlingen am 14. Oktober 1702*“. Weil am Rhein
- 26) Eberlin, August, S. 83
- 27) Plassmann, S. 253
- 28) Burger, Rudolf
- 29) Ebd.
- 30) Eberlin, S. 83
- 31) Ebd. S. 84
- 32) Ebd. S. 85
- 33) Fräulin, S. 148
- 34) Lais, S. 26
- 35) Fräulin, S. 148
- 36) Boesser, Ernst (1904): „*Zur Geschichte der Schwarzwaldlinien*“, in: Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache, NF 5, S. 233 - 240 und 292 - 298., S. 227
- 37) Weidner; Heinrich (o. J.): „*Der Floßgraben vom Haselbach zur Wiese um 1623/24*“



- 38) *„Die beständige Postirung auf dem Schwarzwald“*. Die historische Militärkarte von 1701 (Ausschnitt) zeigt den Gesamtverlauf der Linie von Rothaus bei Murg bis nach Offenburg und enthält neben den Schanzanlagen auch die Signal- und Alarmfeuer, Städte, Dörfer, Wege, Brücken und Wälder-, wobei jene Waldgebiete, die als „Hau“-Wälder vorgesehen waren, speziell markiert wurden. Der vorliegende Ausschnitt zeigt den Verlauf der „Vorderen Linie“, die 1701 begonnen wurde. Gut erkennbar sind die drei Wege, die in den Südschwarzwald führen sowie die besondere Rolle von Todtmoos-Au als „Brücke“ zum Hotzenwald. Die mit Kreuzsymbolen schraffierten Waldflächen zeigen die sog. „Hau“- oder „Letzwälder“, die in zwei weiten Bogen die „Vordere Linie“ nach Norden sichern. Detailliert dokumentiert wurde auch die massive Sicherung der vorderösterreichischen Grenze südlich von Zell. Der auf dem Blatt befindlichen Legende sind neben dem dargestellten Maßstab „zwey Stundt“ weitere wichtige Informationen zu entnehmen. Vor allem die genaue zeitliche Zuordnung ist – ausgehend von der Anfertigung der Karte im Jahre 1701 – durch jene kleinen symbolischen Fähnchen möglich, welche an den einzelnen Schanzen eingezeichnet und in drei Kategorien eingeteilt wurden *„Schantzen welche dermahlen in Standt seind“*, dazu zählen die zwei Schanzen bei Adelsberg sowie die kleine Schanze auf dem „Grendel“. Nun folgen *„Schantzen so verwichenen Sommer gemacht worden“*, das sind neben der großen Sternschanze südlich von Zell, die große Schanze auf der „Hebelhöhe“ sowie die Schanzen auf dem „Hirschbühl“ und der „Wüstmatt“. Selbst der massive Sperrgraben, der von der „Wüstmatt“-Schanze (Abb. 5) den „Zeller Blauen“ hinaufführt, sowie dessen südliche Fortsetzung zur „Hirschbühl“-Schanze ist eingezeichnet. Verbleiben noch jene *„Schantzen so noch zu machen seind“* – also jene, die nach 1701 errichtet wurden. Hierzu gehören die Schanzen am „Gleichen“, bei Schlechtbach und auf dem „Mettlenkopf“. Da der „Mettlenkopf“ insgesamt vier Schanzen trug, ist es für die genaue Zuweisung wichtig, dass der Kartenzeichner die noch zu bauende Schanze westlich des historischen Weges eingetragen hat: Damit kann man dieses Symbol eindeutig der 6-Eck-Schanze zuordnen, die heute dort im freien Feld liegt. Diese Karte dokumentiert aber auch, wie stark die Schanzlinien primär das katholisch-habsburgisch-vorderösterreichische Reichsgebiet schützen sollten und wie schwach diese Sicherungen auf der konfessionellen „anderen“ Seite des evangelisch-baden-durlachischen Territoriums ausgeprägt waren – was die Vorbehalte gegen diese Schanzlinien von Markgraf Friedrich Magnus mehr als bestätigen. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, *„Die beständige Postirung auf dem Schwarzwald“* Signatur HfK Bd. XI Nr. 9
- 39) Eberlin, S. 64
- 40) Ebd., S. 67
- 41) Ebd., S. 167
- 42) Rümelin, S. 15
- 43) Plassmann, S. 247 ff
- 44) Ebd. S. 252
- 45) Ebd. S. 182 ff
- 46) Rümelin, S. 16
- 47) Ebd. S. 129
- 48) Ebd. S. 130 ff
- 49) Ebd. S. 259
- Zelter, Hans (1995): *„Die Stollhofener Linie“*, in: Interfest, Fortifikation, Fachblatt des Studienkreises für Internationale Festungs-, Militär- und Schutzbauwesen. e. V., Saarbrücken, 9/95, Seite 20 -24.
- 50) Zelter, Hans (1996): *„Die Ettlinger Linien“*, in: Interfest, Fortifikation, Fachblatt des Studienkreises für Internationale Festungs-, Militär- und Schutzbauwesen. e. V., Saarbrücken, 10/96, Seite 55 – 64
- 51) Plassmann, S.401 ff
- 52) Rümelin, S. 9
- 53) Zelter, Hans, S. 58
- 54) Meyers Konversationslexikon von 1888, Stichworte *Befestigung, Schanze, Erdwerk*
- 55) Rümelin, S. 9
- 56) Ebd.
- 57) Plassmann, S. 351
- 58) Ebd. S. 351
- 59) Ebd. S. 351
- 60) Bürgi, Jost (1983): *„Die Letzinen der Urkantone – ein Verteidigungssystem aus der Zeit der Bundesgründung“*, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 75, S. 27 ff. Merkt, Otto (1951): *„Letzen im Allgäu“*, in: Burgen, Schanzen und Galgen im Allgäu – Das kleine Allgäuer Burgenbuch, Seite 223 - 255, Kösel-Verlag, Kempten.

- Meyer, Werner (1995): „*Letzimauern und Landwehren im Spätmittelalter – Gestalt und Funktion*“, in: Stadt- und Landmauern, Band 1, Beiträge zum Stand der Forschung, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.1., Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.), Seite 107 - 116.
- Schneider, Hugo (1979): „*Die Letzimauern im Alpenraum*“, in: Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 5, S. 107 ff.
- Sonderegger, Stefan (1961): „*Das altappenzellische Wehrwesen im Licht der Orts- und Flurnamen*“, in: Appenzellische Jahrbücher, 1961, 89. Heft, Trogen 1962
- Sonderegger, Stefan (1988): „*Der Kampf an der Letzi: Zur Typologie des spätmittelalterlichen Abwehrkampfes im Bereich von voralpinen Landwehren*“, in: Revue Internationale d' Histoire Militaire, édition suisse, 65, S. 77 - 90.
- Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1995): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz*“, Band 1, Beiträge zum Stand der Forschung, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.1.
- Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1996): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz*“, Kataloge, Darstellungen. Band 2, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.2.
- Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1999): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz*“, Nachträge zu Band 2, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.2.
- Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1999): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz, Abgrenzungen – Ausgrenzungen in der Stadt und um die Stadt*“. Band 3, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.3.
- 61) Joachim Karl Laub (1971): „*Das Rheingauer Gebüch*“, in: Rheingauische Heimatblätter. Mitteilungen der Gesellschaft für die Rheingauer Heimatforschung Nr.4/1968-Nr.1/1971; Rüdeshheim/Rhein
- 62) Schmidt, Ernst (1999): „*Der Glaubensweg an der Rothenburger Landhege – Symbol für Volksfrömmigkeit*“, in: „Schönere Heimat“ 2/99, Bayerischer Landesverein für Heimatpflege, S. 122
- 63) Meyers Konversationslexikon von 1888, Stichworte *Grendel, Hage, Haue*
- 64) Ebd.
- 65) Eberlin, S. 76
- 66) Plassmann, S. 174
- 67) Ebd., S. 251
- 68) Stein, Günter (1974): „*Bellheim und die Deichlinien*“, in: 1200 Jahre Bellheim – Ein Heimatbuch, Gemeindeverwaltung Bellheim (Hrsg.), S. 177 - 187.
- Willax, Franz (1977): „*Die Weißenburger Linie 1704 (1)*“, in: Villa nostra, Beiträge zur Weißenburger Stadtgeschichte, Nummer VIII, September 1977, S. 73 - 84.
- Willax, Franz (1978): „*Die Weißenburger Linie 1704 (2)*“, in: Villa nostra, Beiträge zur Weißenburger Stadtgeschichte, Nummer IX, September 1978, S. 85 - 92.
- 69) Plassmann S. 264
- 70) Ebd. S. 264 ff
- 71) Ebd. S. 217
- 72) Ebd. S. 422
- 73) „*Die Ernährung und Leistungsfähigkeit der k.k. Truppe im Felde, von der Zeit des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart*“, in: Mitteilungen des K.K. Kriegsarchivs. Wien 1885, S. 265
- 74) Plassmann, S. 276 ff
- 75) „*Die Ernährung und Leistungsfähigkeit der k.k. Truppe im Felde, von der Zeit des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart*“, in: Mitteilungen des K.K. Kriegsarchivs. Wien 1885, S. 264
- 76) Ebd. 263
- 77) Ebd. 262
- 78) Eberlin, S. 85
- 79) Rümelin, S. 11 ff
- 80) Ebd. S. 12
- 81) Plassmann, S. 506 ff
- 82) Eberlin, 69
- 83) Richter, Erhard (1988): „*Vor 350 Jahren fand die Doppelschlacht bei Rheinfeldern statt*“, in: Das Markgräflerland, Heft2/1988, Seite 86 - 94, Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Landeskunde e. V., Uehlin Druck- und Papierhaus, Schopfheim.
- 84) Eberlin, S. 73
- 85) Ebd.
- 86) Plassmann, 506 ff

- 87) Decker, Klaus-Peter (1981): „Die Schnapphähne am Donnersberg im Jahre 1690. Ein Versuch militärischen Widerstandes gegen die Verbrennungspolitik Ludwigs XIV.“ In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 79 (1981), S. 303 - 324.
- 88) Kneusslin, Johann Wilhelm (1910): „Einige Notizen über Gersbachs Vergangenheit“, Manuskript, 75 Seiten, von Dr. Piepenbrink übertragen, S. 46 ff
- 89) Eberlin, S. 70 ff
- 90) Ebd, S. 60 ff
- 91) Scheennach, Martin P. (2003): „Tiroler Landesverteidigung 1600 - 1650 – Landmiliz und Söldnertum“, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck.
- 92) Fräulin, Hans (1999): „Neue Geschichte der Stadt Zell im Wiesental“, Selbstverlag der Stadt Zell, S. 146
- 93) Plassmann, 270
- 94) Ebd. S. 271 ff
- 95) Rümelin, S. 10
- 96) Eberlin, S. 50 ff
- 97) Fräulin, S. 146
- 98) <http://de.wikipedia.org/wiki/Feldscher> (Feldscherer)
- 99) Eberlin, S. 64
- 100) Ebd. S. 24
- 101) Markgräfler Tagblatt vom 30.04./01.05.2003, MT 1, Nummer 99, Schopfheim
- 102) Störk, Werner (2007), Auszug aus der Eröffnungsrede des Projektleiters an der Vernissage 22. Juli 2007 zur Sonderausstellung der AG MINIFOSSI: Die Schanzen des Türkenlouis – 4) Döbele, Hubert (1992): „Die Schanzen am Zeller Blauen - Verteidigungslinie gegen den Sonnenkönig“, Badische Zeitung (Tageszeitung), Nr. 111, Oberes Wiesental, LZ 26 vom 14. Mai 1992.
- 103) Piepenbrink, Hans (1970): „Randbemerkungen zur Gersbacher Geschichte - Beiträge zur Geschichte der Heimat“. Rubrik Sonntags-Beilage des Markgräfler Tagblatt Nr. 14 vom Montag, den 17.08.1970  
 Piepenbrink, Hans (1980): „Auf den Spuren des Dörfchens „Gerisbac“ – Geschichten aus der Wiesentäler Geschichte“, in: Markgräfler Tagblatt (Tageszeitung), Schopfheim, Rubrik Markgräfler Kulturumschau, Freitag, den 04.01.1980  
 Piepenbrink, Hans (1983): „Von der Letze zur Sternschanze – Schanzen und Linien unserer Heimat (1)“, in: Markgräfler Tagblatt (Tageszeitung), Schopfheim, MT 3, Nr. 3, Rubrik Markgräfler Kulturumschau, Mittwoch, den 27.07.1983  
 Piepenbrink, Hans (1983): „Gersbach entfloh dem Frondienst – Schanzen und Linien unserer Heimat (2)“, in: Markgräfler Tagblatt (Tageszeitung), Schopfheim, Rubrik Markgräfler Kulturumschau, Freitag, den 29.07.1983  
 Piepenbrink, Hans (1983): „Mit Gabel und Sense in den Krieg – Schanzen und Linien unserer Heimat (3)“, in: Markgräfler Tagblatt (Tageszeitung), Schopfheim, Rubrik Markgräfler Kulturumschau, Freitag, den 29.07.1983  
 Piepenbrink, Hans (1983): „Bollwerk vom Oberrhein bis zum Maintal – Schanzen und Linien unserer Heimat (4)“, in: Markgräfler Tagblatt (Tageszeitung), Schopfheim, Rubrik Markgräfler Kulturumschau, Freitag, den 29.07.1983

Im Internet finden Sie auf unserer Kooperations-Homepage mit dem Ev. Jugendheim Gersbach folgende – mit über 8 000 Fotos reich bebilderten – zusätzlichen Informationen:

<http://www.jugendheim-gersbach.de/Albrecht-Duerer-Fortifikation-Nuernberg-203.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Axt-Beil-Werkzeug-Waffe.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Barockschanze-Barock-Schanze.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Beil-Barte-Axt-Waffe-Werkzeug.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Belvedere-Prinz-Eugen-Wien.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Deutsches-Historisches-Museum-Berlin-DHM-Historische.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Diorama-Dioramen-Modellbau.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Dioramen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Feldschlange.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Fluegelreiter-gefluegelte-Husaren-polnische-Lancier.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/fortifikation-fortification-fortresse-fortress.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/fortifikation-schanzen-villingen-2003.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Golfkrieg.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Hage-Haue-Letzen-Verhau-Verhack-Fortifikation.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Hauen-Harken-Hippen.html>

<http://www.jugendheim-gersbach.de/Heeresgeschichtliche-Museum-Wien-Oesterreich-Austria.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Hippen-Hauen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Janitschar-Janitscharen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen-Einfuehrung.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen-Prinz-Eugen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen-Tuerkenlouis-Rastatt.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen-Tuerkenlouis-Karlsruhe.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kaiseradler-kaiserlicher-Doppeladler-Oesterreich-Austria.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kaisergruft-Wien.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kanonen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kanonen-Haubitzen-Geschuetze.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kartaune-Balist-Balisten.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kraehenfuss-Fussangel-Wurfeisen-Wolf.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kraehenfuß-Kraehenfuss-Kraehenfuesse.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Kreuzzug-Kreuzzuege-Kreuzritter-Osmanen-Muslime.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Letze-Letzimauer-Landmauer-Talsperre-Fortifikation.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Meerrettich.html>  
[http://www.jugendheim-gersbach.de/Merian-Bodenehr-Seutter-de\\_Fer-Kupferstich-Stahlstich.html](http://www.jugendheim-gersbach.de/Merian-Bodenehr-Seutter-de_Fer-Kupferstich-Stahlstich.html)  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Muenzen-Medaillen-Prinz-Eugen-Eugenius.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Muenzen-Medaillen-Tuerkenlouis.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Neuenweg-Sternschanze-Redoute.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Oesterreichische-Nationalbibliothek-Prinz-Eugen-Wien.html>  
[http://www.jugendheim-gersbach.de/Papaver\\_Oriental\\_orientale\\_Tuerkischer\\_Mohn\\_Schlafmohn.html](http://www.jugendheim-gersbach.de/Papaver_Oriental_orientale_Tuerkischer_Mohn_Schlafmohn.html)  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Sapeur-sappeur-Mineur-Pionier-Ingenieur.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Kaeferholz-Schlacht-1702.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-0.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-Fuenfeckschanze.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-Redoute-Viereckschanze.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-Sechseckschanze.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-Sternschanze-ohne-Bastionen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzen-Modellbau-Sternschanze-mit-Bastionen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzkorb-Schanzen-Fortifikation-fortification.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schanzwerkzeuge.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schlacht-von-Noerdlingen.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Schwedentrunk-Marodeure-Soldateska-Bauernkrieg.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Sipahis-Spahis-Sepahis.html>  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Taktik-Strategie.html>  
[http://www.jugendheim-gersbach.de/Tuerkenlouis\\_Tuerkenlouis.html](http://www.jugendheim-gersbach.de/Tuerkenlouis_Tuerkenlouis.html)  
<http://www.jugendheim-gersbach.de/Vauban-Neuf-Brisach-Neu-Breisach-Breisach.html>

## Abbildungsverzeichnis

Abb.1 „*Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden dringt an der Spitze der Kaiserlichen Reiterei in das Türkenlager bei Szlankamen ein*“

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (auf dem Schimmel > die weiße Farbe des Pferdes symbolisiert den Sieg, die Reinheit und die Gerechtigkeit, vergl. „*Die apokalyptischen Reiter der Offenbarung*“) erzielte in der Schlacht bei Slankamen (auch: Szlankamen) seinen größten militärischen Triumph und wurde von Kaiser Leopold I. zum Generalleutnant aller kaiserlichen Truppen ernannt.

Am 19. August 1691 trafen hier während des „Großen Türkenkrieges“ die Heere Österreichs und des Osmanischen Reiches aufeinander. Dem zahlenmäßig weit überlegenen osmanischen Heeres mit 90 000 Mann und 200 Geschützen standen auf der Seite der kaiserlichen Truppen unter der militärischen Führung des „*Türkenlouis*“ nur 50 000 Soldaten und 90 Geschütze gegenüber. Der Sieg über die Osmanen ging einher mit einer kaum vorstellbaren Kriegsbeute, u. a. 10 000 Stiere, 10 000 Zelte, 5 000 Pferde sowie 2 000 Kamele und Maultiere

Stich von Feodor Dietz (1813 -1870), Repro: Werner Störk, Archiv und Sammlung AG MINIFOSSI

Abb. 1 - 2, 5 (Luftbild), 6 - 7, 12 - 17, 19 - 20, Werner Störk, Archiv und Sammlung AG MINIFOSSI  
 Abb. 4, 8 - 11, 21, Erich Meyer, Luftbilder, Archiv und Sammlung AG MINIFOSSI



Abb. 3 „Die beständige Postirung auf dem Schwartzwall“ Signatur HfK Bd. XI Nr. 9  
Mit Genehmigung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe  
Archiv und Sammlung AG MINIFOSSI

Abb. 18 Bildflug 8313, Flugstreifen Nr. 281, Bild Nr. 418 von 1968, BM 1 : 12 000  
Mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg,  
Archiv und Sammlung AG MINIFOSSI



Abb. 21: Die große Polygonalschanze von Gersbach im Februar 2008. Noch fehlt der „Chartaque“ (Wach- und Signalturm). Der scharfe Westwind führt in dieser exponierten Kuppenlage zu starken Schneeverfrachtungen. Während er die Süd- und Nordflanken blank fegt, lädt er im Osten den Schnee in bis zu sieben Meter hohen Wächten ab. Dies zeigt aber auch, warum im Winter keine Kampfhandlungen an Schanzanlagen stattfinden konnten: Der Hauptgraben hätte – zumindest teilweise – seine Schutzfunktion verloren und einem Angreifer so einen leichten Zugang zum Schanzeninneren verschafft. Und für die Verteidiger dieser Schanze wären Teile der Brustwehr und des Banketts nicht mehr begehbar gewesen und hätten somit eine effektive Abwehr unmöglich gemacht.